

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 44 (1966-1967)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

37/20

Zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Georg Kohler / Markus Mäder (Uni) Xaver Achermann / Urs Rüegg (Poly)	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30 Auflage 16 000 — Verkaufspreis Fr. —.80 Redaktionsschluss Nr. 8: 17. Februar 1967	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83
---	--	---	--

Ja zur Universitätsreform

So geht es nicht mehr weiter. Darüber ist man sich weiterhin einig. Unser Universitätssystem ist obsolet; über dringende nötige Veränderungen wird von Unibar bis Wissenschaftsrat überall gesprochen, wo man sich für eine zeitgemässe Hochschule einsetzt. Trotzdem ist es nicht selbstverständlich, dass sich eine Reihe führender Dozenten, unter ihnen Prof. Charles-Edouard Geisendorf, Prof. Ernst Hadorn und Prof. Gerhard Huber, alle aus Zürich, gemeinsam hinter ein Programm stellen, das wohl noch nicht in allen Punkten voll ausgereift ist (und vor allem, was das studentische Mit-

spracherecht anbetrifft, unsere Erwartungen nicht erfüllt), ein Programm, das aber doch sehr brauchbare Richtlinien für weitere Diskussionen aufstellt. Mögliche Ziele sind hiermit abgesteckt.

Es ist auch nicht selbstverständlich, dass diese Richtlinien (die man anlässlich des 5. schweizerischen Akademischen Seminars auf Schloss Lenzburg vergangenen September aufstellte) in der sehr offiziellen Schweizerischen Hochschulzeitung 1966 abgedruckt wurden, deren Chefredaktor Dr. Eduard Fueter auch die Leitung des Seminars innehatte.

Thema

Prof. Mäder, Vizepräsident des Aargauischen Arbeitsausschusses für Hochschulfragen, diskutiert grundsätzliche Fragen zur Gestaltung einer neuen Universität oder jeder Art von Hochschule.

Hinweise des Referenten

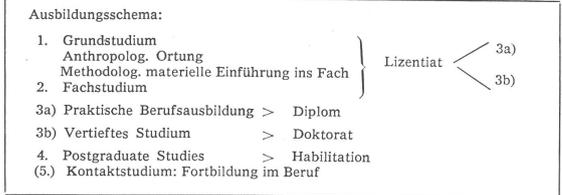
Die aus dem Mittelalter übernommenen Fakultätseinteilungen sind heute fragwürdig geworden. Gesucht wird eine Einteilung nach Abteilungen, die eine Loslösung der Philosophie aus dem Gefängnis der »Geisteswissenschaften« gestattet und ihr zudem auch eine engere Bezugnahme zu den Naturwissenschaften verschafft. (Siehe Kästchen »Ausbildungsschema«.)

- a) Das Kriterium der gesamten Gliederung ist der Studiengang (d. h. was der Student zu studieren beabsichtigt).
- b) Das Grundelement für den Studienaufbau stellt die Disziplin dar, welche eine eng umschriebene Wissenschaft umfasst. Sie wird organisatorisch und personell in einer Abteilung zusammengefasst.
- c) Die Abteilungen schliessen sich in Hinsicht auf ihre organisatorisch-materiellen Bedürfnisse zu Departementen zusammen. Die Organisation der Departemente kann jederzeit neu auftreten, wobei bestimmte Abteilungen verschiedenen Departementen angehören können. (Die Gliederung in Fakultäten und

examen), die einen Ausweis über Grundkenntnisse im Fach und fachliche Eignung darstellt.

b) Nach dem Vorexamen soll durch einen rationellen Studienaufbau die Zeit bis zum Abschlussexamen (Lizentiat oder Diplom) möglichst kurz gehalten werden (zeitliche Limitierung).

c) Auf dieses Abschlussexamen kann entweder eine wissenschaftliche Forschungstätigkeit (> Dissertation) und/oder die praktische Berufsausbildung aufbauen, welche pragmatisch (d. h. je nach Studienrichtung) die bisherige wissenschaftlich-theoretische Berufsausbildung (welche jedes Studium an einer Universität erfüllen sollte) ergänzt.



Diskussion

Der Verlust der »Einheit des Ganzen« seit mindestens 50 Jahren ist eine Tatsache. Man sollte auf den ohnehin fragwürdigen »Kosmos der Wissenschaften« verzichten und vom fragenden Menschen und seinem Verhältnis zur Wissenschaft ausgehen. Die Philosophie braucht den engen Kontakt mit allen Einzelwissenschaften. Eine eigenliche Standortbestimmung des Menschen durch philosophisch-anthropologische wie auch biologisch-anthropologische Methoden wäre sehr wünschenswert. Dies vor allem zu Beginn des eigentlichen Fachstudiums.

Die Freifächer-Abteilung sollte einen grosszügigen Ausbau erfahren. Sie kann Disziplinen enthalten, die sich aus verschiedenen Abteilungen zusammensetzen, z. B. Kybernetik, Wissenschaftsgeschichte u. a. Diese Freifächer-Abteilung sollte institutionell verankert werden.

Staatsbürgerliche Erziehung bringt die Gefahr einer ideologischen Indoktrination mit sich. Die Erforschung von aktuellen politischen Realitäten ist Sache der Geschichte, Politologie usw.

Die akademische Freiheit wird verstanden als Nichteinmischung des Staates in die Wahl irgendeines wissenschaftlichen Faches durch den Studenten. Dagegen ist eine Reglementierung der maximalen Studiendauer ratsam.

Die sachliche Struktur

- 1. Die Arbeitsgruppe ist sich einig, dass das heutige System der Universitäten in der Schweiz zu starr ist, weil
 - a) die institutionelle Gliederung in Fakultäten den Anforderungen vom Fach her nicht mehr genügt und
 - b) die starke Stellung des Ordinarius oder Institutsleiters die Gefahr der geistigen und organisatorischen Isolierung in sich birgt.
- 2. Die Arbeitsgruppe schlägt daher für den Aufbau einer »Modelluniversität« folgende Struktur von möglichst grosser Flexibilität vor:

die Scheidung in Natur- und Geisteswissenschaften fällt somit dahin.)

d) Die einzelnen Abteilungsleiter bilden das Departementskollegium. Dieses wählt aus seiner Mitte den Departementsleiter und arbeitet in Verbindung mit gleichen Departementen anderer Universitäten die Studienpläne aus. Dem Departement steht ein Sekretariat für Verwaltungs- und Personalaufgaben zur Seite.

e) Die Departementsvorsteher bilden den Senat (Legislative). Die Ausführung der Beschlüsse gewährleistet ein vollamtlicher Präsident. Er verfügt über einen qualifizierten Mitarbeiterstab für Planung und Verwaltung.

3. Strukturierung des Studiums:

- a) Um der Unentschlossenheit mancher Studierender und der Möglichkeit einer »anthropologischen Ortung«, das heisst einer philosophisch-menschlichen Bildung, Rechnung zu tragen, ist eine gewisse zeitliche Freiheit zu gewähren (3 bis 5 Semester) bis zur ersten obligatorischen Zwischenprüfung (Akzess-

Die Administration

Das eine Universitätsplanung heute ein unbedingtes Erfordernis ist, sowohl was die geistige wie die materielle Zukunftsvorsorge betrifft, war unbestritten, ebenso die Notwendigkeit einer besonderen Planungsstelle.

In der Frage der Organisationsform standen sich folgende zwei grundsätzliche Möglichkeiten gegenüber:

- a) Planungsstab auf Bundesebene (von Bundesbehörden gewählt), der seine Direktiven verbindlich an die Universitäten weiterleitet.
 - b) Eigene Planungsstäbe der einzelnen Universitäten (von jeder selbst gewählt), die sich auf nationaler Ebene in einer Konferenz unter Beizug von Vertretern des Bundes zur Lösung koordinativer Aufgaben konstituieren.
- Da Uebereinstimmung herrschte darüber, dass einerseits die Eigenständigkeit der Universitäten erhaltenswert und andererseits eine Koordination der universitären Bemühungen unabdingbar ist, einigte man sich auf die Lösung b). Lösung a) wurde abgelehnt, da eine Zentralisierung der Planung auf Bundesebene u. a. die Gefahr einer unerwünschten Politisierung unseres Hochschulwesens heraufbeschworen hätte. Hingegen wurde eine zentralisierte Dokumentationsstelle befürwortet.
- In der Frage der Möglichkeiten einer Koordination einigten wir uns auf folgende:
- Die Universitas in vollem Sinne des Wortes ist heute kaum mehr möglich. Eine Neuverteilung der Aufgaben drängt sich auf. Wir glauben jedoch,

dass die hauptsächlichlichen Studiengebiete an allen Universitäten beibehalten werden sollen. Für das Post-Graduate-Studium (Spezialisierung) müssen an einzelnen Universitäten Schwerpunkte geschaffen werden. Auch die Konzentration von Randgebieten einer Wissenschaft an einer Universität erscheint vorteilhaft.

A. Gesamtleitung (Verwaltung)

B. Leitung der Elemente

C. Beziehung zwischen Leitung der Elemente und Gesamtleitung

Diese drei Abschnitte werden gemeinsam behandelt:

Zum wissenschaftlichen Aufbau der Universität läuft parallel die administrative Organisation. Wichtige (auch administrative) Entscheide kann nur der Senat fällen.

Die Administration dient auf allen Stufen zur Entlastung für jegliche wissenschaftliche Tätigkeit.

Postulate:

- 1. Die Administration ist der wissenschaftlich-geistigen Leitung untergeordnet.
- 2. Die Kontinuität der geistig-wissenschaftlichen Leitung muss verstärkt werden, um ein Uebergewicht der Ad-

Flexibel durch kleinste Elemente

Vorbemerkung: Die nachfolgenden Gedankengänge beanspruchen nicht als durchgedachtes Modell einer Universität bewertet zu werden. Sie sind eher als Ideen-skizze aufzufassen. Der Autor behält sich vor, die hier aufgezeigten Grundgedanken weiter zu verfolgen und später in geeigneter Form zu publizieren. (Pierre Daniel Strittmatter)

Um einerseits die Vorbereitung auf sämtliche, auch die neu entstehenden Berufe, zu gewährleisten, andererseits die interdisziplinären Verbindungen sicherzustellen, muss die Universität eine möglichst flexible Struktur aufweisen.

Der bisherige Aufbau der Universität (Einteilung in Fakultäten bzw. Abteilungen) mit seinen Abgrenzungen ergibt - wie die Erfahrung zeigt - oft schwer zu überwindende Schranken. Deshalb möchten wir das Ganze der Universität in kleinste Einheiten aufteilen, um neue und flexible Strukturen finden zu können. Entscheidende Bedingung ist dabei, dass die Elemente nicht in starren Organisationsformen (Departemente) gruppiert werden. Die Elemente können etwa wie folgt umschrieben werden:

- Ein Element ist
 - eine Einheit, die mindestens so klein ist, dass ihre Grenzen sich nicht als Schranken in der Beziehung zu anderen Elementen erweisen;
 - die kleinste Einheit, die ihre Aufgabe in wissenschaftlicher Forschung und Lehre noch erfüllen kann. (Beispiele: evtl. architektonisches Entwerfen; Zeitgeschichte; reine Mathematik usw.)

Die Zusammenfassung der gleichberechtigten Elemente in Gruppen geschieht im Gegensatz zu anderen Vorschlägen nicht starr auf längere Zeit, sondern ad hoc. Die Elemente, die für einen Studiengang oder ein Forschungsprojekt benötigt werden, verbinden wir

ministration zu vermeiden (längere Amtszeit für Rektorat, Abteilungsleiter, Suppleantensystem).

D. Die studentische Mitsprache

Der Student soll an der Existenz der Universität teilnehmen. Er muss zu einem erwachsenen, akademischen Persönlichkeit werden.

Erforderlich ist das Mitspracherecht der Studenten auf allen Stufen. Vorbereitung dazu ist die gegenseitige Informationspflicht. Dieses Mitspracherecht besteht nicht in Belangen, welche die Kontrolle der Studienleistung und die eigenen Angelegenheiten der Dozenten betreffen.

Die Studentenschaft bildet Fachgremien auf den verschiedenen Stufen zur Vorbereitung der Sachgeschäfte. Für die Mitarbeit ernennt die Studentenschaft Delegierte, die von der entsprechenden Instanz des Lehrkörpers anerkannt werden müssen.

Unter der gleichen Form, und ausser für die Geschäfte des Senats, wäre ein eigentliches Mitbestimmungsrecht der Studenten wünschenswert.

Diese dreifache, parallele Struktur sichert eine wirkungsvolle Arbeit im Zusammengehen von Lehrkörper, Administration und Studentenschaft.

zu Zeit, wobei ein Element zu verschiedenen Forschungsprojekten und Studiengängen gehören kann. Die gruppierten Elemente konstituieren und verwalten sich selbst. Die administrativen Hilfen beziehen sie auf bestimmte Zeit von einem festen Verwaltungstab, welcher der gesamten Universität zur Verfügung steht.

Unser System ermöglicht eine unbeschränkte Vielfalt von beliebig differenzierten Studiengängen, die von ihrem Ziel her definiert sind.

Jeder Studiengang besteht aus einer Mindestzahl von Elementen, die in bestimmter Reihenfolge absolviert werden müssen. Einzelne Elemente (die fest zum einen Studiengang gehören können) bilden für andere Studiengänge fakultative Fächer. Dadurch könnten u. a. die interdisziplinären Bemühungen, die sie heute aufdrängen, gefördert werden. Neue Studiengänge können jederzeit gebildet werden durch Neukombination von bestehenden und frisch geschaffenen Elementen. Das Grundstudium ermöglicht die Ausübung eines Berufes. Das Post-Graduate-Studium (höhere wissenschaftliche Ausbildung) wird, eine Stufe höher, nach ähnlichen Grundprinzipien aufgebaut.

Die Vorteile unseres Systems können dann am besten ausgenutzt werden, wenn möglichst viele Fachrichtungen, sowohl der Natur- als auch der Geisteswissenschaften, im Ganzen der Universität vertreten sind. Andererseits ist es nicht nötig, dass alle Elemente in allen Universitäten vertreten sind. Wenn einmal alle Universitäten und Hochschulen nach demselben hier vorgeschlagenen Prinzip durchstrukturiert sind, verlangt eine Koordination nach dem Leitbild »Universität Schweiz« die Bildung von Schwerpunkten. Elemente, die nur an einer Universität vertreten sind, müssen selbstverständlich in Studiengang oder Forschungsgruppierungen anderer Universitäten einbezogen werden können.

Wir sind überzeugt, dass sich unser System gerade für die Belange der philosophischen Durchdringung des heutigen Wissens auf interdisziplinärer Basis besonders gut eignet. Hingegen sind wir uns auch bewusst, dass die administrative Organisation eines Komplexes mit ständig wechselnden Unterstrukturen eine sehr komplizierte Aufgabe darstellt. Die immensen Speicher- und Verarbeitungsmöglichkeiten einer elektronischen Rechenanlage würden es allerdings erlauben, dieses Problem zu lösen. Eine gewisse Uebersichtlichkeit über die Strukturierung der Universität würde sich automatisch dadurch einstellen, dass die Gruppierungen der Studiengänge sich im Ganzen aller Elemente als relativ stabil erwiesen.



Meine Damen und Herren.

Hochschulreform: Himmelschreiende Notwendigkeit!

Das sich um die materielle wie auch strukturelle Notsituation unserer Universität auch die Studenten nicht foutieren, hat die liberale Studentenschaft bewiesen. Sie hat Professor Hadorn (Uni), Professor Känzig (ETH), den jungen Wissenschaftler Dr. Winterhalder, Dr. U. Steinlin (Hochschule - wohin?) und den VSETH-Präsidenten H. P. Nadig zu einer Veranstaltung über Hochschulreform eingeladen.

Das Protokoll dieser Veranstaltung kann als Manifest gelten.

Auftrütelnd wirkten die sachlichen Ausführungen der Dozenten. Prof. Hadorn, Mitglied des Wissenschaftsrats; er stellte fest, dass wir uns in einer Notsituation befinden, auch wenn dies noch nicht ins Bewusstsein aller gedrungen sei. Er schwört werde die Lage dadurch, dass die Millarden für Bauten und die Millionen für zusätzliche Betriebsausgaben, die heute benötigt werden, mit dem allgemeinen Gemälter über Geldknappheit zusammenfallen. Soll der Bund nun helfen, ohne Einfluss auf die Struktur der Hochschulen zu nehmen? Vorsichtig formulierte Prof. Hadorn, dass gewisse Eingriffe zu nützlichen Resultaten führen würden, dass aber die Koordination nicht in die freie Entscheidung des Forschers eingreifen dürfe. Eine ökonomischere Gestaltung des Studiums müsse geprüft werden, auch wenn dies die Humboldtsche Idee der Universität antaste.

Prof. Känzig zeichnete die innere Entwicklung der Hochschule nach, welche den traditionellen Betrieb in Frage stellt. Die Hochschulquote ist angestiegen auf jetzt 9,5 Prozent eines Jahrgangs und wird nach amerikanischen Erfahrungen noch weiter erhöht werden können. Der Bedarf an Akademikern hat zugenommen. Schätzungen sind allerdings gefährlich, wird doch der Bedarf an geistiger Arbeit weitgehend von den Akademikern selbst geschaffen und ist somit wiederum von den Hochschulen abhängig.

Die Universität hat heute eindeutig die Aufgabe, die Ausbildung für viele Berufe zu vermitteln. Dafür verlangte Dr. Steinlin das Angebot eines klaren Studienganges. Die wissenschaftliche Ausbildung sollte erst nach dem Berufabschluss beginnen. Das Grundstudium muss straff und in kleinen Gruppen durchgeführt werden. Das verlangt eine gewaltige Vergrößerung der Dozentenzahlen, hat sich doch ihr zahlenmässiges Verhältnis zur Studentenzahl in den letzten zehn Jahren weiter verschlechtert. Dabei drängen sich eine effektiver Organisation der Dozentenschaft sowie eine den heutigen Grössenverhältnissen angepasste permanente Leitung der Universitäten auf.

Ueberraschend einmütig wurde von allen Gesprächsteilnehmern eine eigentliche Strukturreform der Hochschulen gefordert. Auch in der Richtung, die eine Reform einschlagen müsste, stimmten die Referenten überein: Die Berufsausbildung soll gestrafft und von der wissenschaftlichen Weiterbildung getrennt werden; die Grundausbildung verlangt eine Anpassung der Unterrichtsformen und die Vergrößerung des Lehrkörpers, insbesondere des akademischen Mittelbaus; der Entwicklung der Wissenschaft muss die Organisation der Dozentenschaft in Instituten oder Departementen Rechnung tragen; die Kontinuität von Lehre und Forschung soll durch die Einrichtung weiterer Stufen in der akademischen Laufbahn und durch die kollektive Teamarbeit gesichert werden; die Ueberricht und Entscheidungsgewalt der Hochschulen kann nur durch permanente Leitungsorgane gewahrt werden. So klar aber die Notwendigkeit bedeutender Reformen allen denjenigen erscheint, die sich eingehend mit den Hochschulproblemen auseinandersetzen, so zurückhaltend sprechen sie von den Aussichten auf ihre Verwirklichung. Prof. Hadorn zweifelt ernstlich daran, dass sich die Hochschule aus eigener Kraft anpassen werde. Dr. Steinlin findet bei den Behörden heute mehr Einsicht und Bereitschaft zu Reformen als an der Universität. Der VSETH-Präsident misstraut auch der Politik, der es nicht um die Sache geht, und mahnt die Studenten, Ideen zu haben sei einfach, die Realisierung dagegen schwierig. Auch Prof. Känzig spielt den Studenten den Ball zu: die Streichungen am ETH-Baubudget für dieses Jahr seien eine nationale Schande, die den Protest herausfordere! Und doch ist Prof. Hadorn in der Hochschulfrage optimistisch. Eine Reform setze sich durch, wenn die unmittelbare Notwendigkeit zum Himmel schreie. Und so weit sei es heute...

Ulrich Pfister

Drei Wochen Sowjetunion

In der letzten Nummer des »Zürcher student« sind bereits einige Entgegnungen auf den von Hannes Meier verfassten Reisebericht aus der Sowjetunion erschienen. Auf Grund meiner eigenen dreiwöchigen Reiseerfahrungen glaube ich, einen Beitrag zu dieser Diskussion beisteuern zu können.

Informationsmöglichkeiten

Hannes Meier war erstaunt darüber, wie gut der Sowjetbürger über die Weltereignisse informiert sei: ich konnte sowohl über die Deutschlandfrage wie auch über den Vietnamkrieg nur Meinungen hören, die uns aus dem »Vorwärts« wohlbekannt sind und mit den historischen Begebenheiten nur wenig gemeinsam haben. Besonders auffallend war dabei die ehrliche Angst meiner Gesprächspartner vor der Bundesrepublik Deutschland. Sie waren deshalb erstaunt, die wirkliche Entstehungsgeschichte der Berliner Mauer

dischen Touristen hereingebracht werden. Die Regierungs- und Parteiorgane lassen wohl eine gewisse Diskussion und Kritik zu, aber nur in einem sehr engen, von Partei gesteckten Rahmen. Ich konnte verschiedentlich feststellen, dass durch diese unzuverlässige Orientierung extrem widersprüchliche Bilder über den Westen entstehen. Einerseits sind sich die Sowjetbürger des höheren Lebensstandards im Westen bewusst, andererseits verachtet man den kapitalistischen Egoismus und die westliche Dekadenz, die von der Propaganda immer wieder hervorgehoben wird. Realen Vorstellungen über das Leben der westlichen Welt bin ich hingegen kaum begegnet.

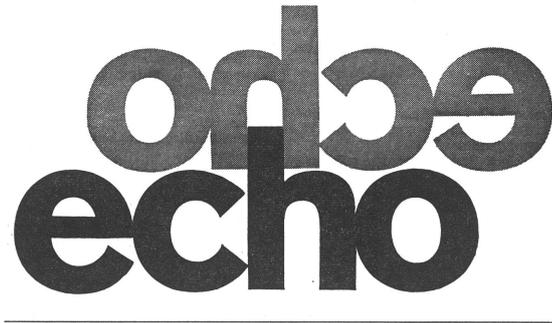
Partei und moderne Kunst

Auch auf dem Gebiet der Kunst besteht immer noch gewisse ideologisch bedingte Einschränkungen. Obwohl

bejaht, beantworten zu können, bedarf es einer eingehenderen Erforschung des russischen Wesens, als sie in drei Wochen möglich ist. Es wäre auch allzu einfach, wenn man sich dabei weitgehend nur auf Aeusserlichkeiten stützen wollte, denn gerade beim Russen kann das Aeussere ganz besonders über dessen innere Vorgänge hinwegtäuschen. Begegnet man dem Menschen in seiner privaten Sphäre, so wird man warm und herzlich aufgenommen. Die Russen, wenn man sie dabei weitgehend übt sogar als Fremder eine ganz besondere Anziehungskraft aus und wird spontan und überschweblich mit Freundschaftsbeteuerungen überhäuft. Bezeichnend dafür war beispielsweise folgendes kleines Erlebnis: Als wir eines Abends über den Roten Platz spazierten, begegneten wir einer Gruppe junger Russen mit welchen wir alsbald ins Gespräch kamen. Es fiel uns dabei gar nicht auf, dass einer von ihnen plötzlich verschwunden war, um sogleich wieder mit einem Blumenstrauß zu erscheinen und damit alle anwesenden Mädchen zu schmücken. Ueber diese spontane Geste waren wir alle sehr gerührt. Ganz anders gestalteten sich die offiziellen Begegnungen mit Vertretern des Systems. Wohl wurde man freundlich und zuvorkommend empfangen, doch blieb die Atmosphäre stets etwas steif, und man bekam die bewusst aufrechterhaltene Distanz zwischen Gästen und Gastgebern zu spüren. Die einzelne Persönlichkeit verschwand hier hinter der Fassade des Systems, und ein persönlicher Kontakt war unmöglich.

Ich glaube aber doch, dass der grössere Teil der russischen Bevölkerung dieses System grundsätzlich nicht ablehnt, weil man mangels Vergleichsmöglichkeiten gar nicht wüsste, was man an seine Stelle setzen könnte. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass »der Russe« deshalb für den Kommunismus besonders geschaffenen und in einer andern Gesellschaftsform nicht ebenso zufrieden wäre. Da er sich keine andere Lebensform mehr vorstellen kann, fehlt ihm die Möglichkeit, den Kommunismus grundsätzlich anzuzweifeln. Er ist selbstverständlich und unabdingbar geworden. Trotz aller Zukunftsstrebigkeit und Opferbereitschaft für den Staat stellte ich auch den Wunsch nach Wohlstand, Sicherheit und persönlicher Freiheitssphäre fest. So erklärte mir eine Frau in Moskau, dass sie Dozentin an einer Universität geworden sei, weil sie so eine besonders hohe Stellung geniesse und über sich viel freier verfügen könne als in andern Berufen. Als wir eines Abends im Hotelzimmer in Moskau mit einer Gruppe von Studentinnen und Studenten zusammensassen, luden wir eine Georgierin ein, zu uns zu kommen. Als sie trotz Zusage nicht erschien, stellte sich heraus, dass ihr die Congerie unseres Stockwerkes unter Berufung auf die Parteimoral den Zutritt verweigert hatte. Man habe um diese Zeit (es war elf Uhr abends) nichts mehr in Zimmern von Männern zu suchen. Die Georgierin sagte darauf nur: »Ich trage die Verantwortung für mich, nicht die Partei! In einem Kiewer Park, an einem herrlich lauen Herbstabend sagte uns ein Student, als wir an einigen jungen Pärchen vorbeikamen, zu uns: »Schauen Sie, so verbringt die russische Jugend ihre Freizeit, selbst wenn auch dies im Kollektiv geschehen würde.«

Als Schlussbemerkung möchte ich sagen, dass die Komplexität der Probleme und die Vielschichtigkeit des russischen Charakters uns gebieten, mit allzu raschen Ergos vorsichtig umzugehen. Beatrice Hély



zu hören. Es kommt vor, dass gewisse Leute ausser den Parteiorganen auf irgendeinem Wege ausländische Zeitungen beziehen können. So erklärte mir ein Student stolz, dass er regelmässig eine Zeitschrift aus Amerika erhalte und deshalb über den Westen gut informiert sei. Viele Nachrichten werden durch illegale Kanäle weiterverbreitet, die vor allem durch die ausländischen Touristen hereingebracht werden.

man nun überall abstrakte Malerei sehen kann, wie z.B. Picasso und Matisse, konnten wir in keinem Museum einen Kandinsky oder Chagall entdecken. Es stellte sich dann heraus, dass sich wohl mindestens je ein halbes Dutzend Bilder von diesen Künstlern in der genannten Galerie befinden, diese aber nur mit einer Spezialbewilligung im Lagerraum zu besichtigen sind.

Die Stellung des Sowjetbürgers zur Religion

Zu der Problematik der Behauptung von Hannes Meier, man habe in der Sowjetunion nicht den Eindruck von einer vergewaltigten Kirche, vielmehr seien Staat und Kirche zu einem Ganzen verschmolzen, hat bereits Pfarrer Wildbolz mit berufener Feder Stellung genommen. Ein bedeutender Russlandkenner, Klaus Mühner, der mehrere Jahre in Russland gelebt und es darauf in dreizehn z. T. monatelangen Reisen wieder besucht hat, schrieb in seinem Buch »Der Sowjetmensch«, dass er über die Religiosität der Sowjetbürger nichts Zuverlässiges aussagen könne. Religiöse Indifferenz und selbstvergessene Gläubigkeit lebten heute Seite an Seite, und selbst den Sowjetbürgern sei es nicht möglich, zu sagen, welcher Haltung mehr Gewicht zuzuerkennen sei, besonders da sie mit einer aufrechten Aeusserung über diese intime Frage nach ihrer Stellung zur Kirche oft sehr zurückhaltend seien. Dies

zeigt, wie unmöglich es ist, sich in drei Wochen ein Bild über die Bedeutung der Religion in der Sowjetunion zu machen. Die Tatsache allein aber, dass der Sowjetstaat die Kirche, wenn auch stark reduziert, doch noch dulden muss, obwohl er sie als Fremdkörper betrachtet, und dass sich trotz aller Hindernisse und persönlicher Nachteile auch immer wieder Junge zur orthodoxen Kirche bekennen, wie mir ein russischer Pope bestätigte, scheint mir ein Zeichen dafür zu sein, dass in der Sowjetunion immer noch eine starke Religiosität besteht, wenn sie auch in den Hintergrund verdrängt worden ist und im alltäglichen Leben praktisch nicht mehr in Erscheinung tritt.

Sowjetmensch und System

Um die Frage, ob die Russen für den Kommunismus besonders geschaffen seien, die Hannes Meier ohne Bedenken



Mich brennt der Lorbeer (Hölderlin).

421.6

ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENA
ROLEX
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTION
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH

Eine Uhr für Ihren Geschmack eine Uhr für Ihre Ansprüche eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht—die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 00

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten Ermässigung Haarschneiden ausgenommen am Samstag Dienstag den ganzen Tag geschlossen

Vor und nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio

Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte Ansprüche

Hotel Florida

Bar, Restaurant Sitzungszimmer Seefeldstrasse 63

THEATER am HECHTPLATZ

abgültig 20.50 Uhr

Alfred Rasser

«Zürivelcourage!»

Nur bis Ende Januar Vorverkauf täglich 15-19 Uhr Theaterkasse Tel. 34 32 34 (Stud. Abendkasse Ermässigung)

FACIT TP-2

— die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»! Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

FACIT

8021 Zürich Löwenstrasse 11 Telefon 051 27 58 14 Verkauf auch durch die Fachgeschäfte

Krieg der Antis

Der »Zürcher Student« berichtete vom SDS-Vietnamkongress in Frankfurt a. M., brachte einen umstrittenen Russlandartikel, protokollierte das Gespräch zwischen dem helvetischen Altkommunisten Dr. K. Farnet und Prof. Rich. Warum? Der folgende Bericht versucht zu antworten.

Kein Zweifel – der Antikommunismus hat Runzeln bekommen. »Kontakte« heisst die Parole. Der Kampf von einst: »Niemand vergessen« ist in brüchige Seide gestickt, die Fahne zerflattert. Und Mac Carthys Gespenst warnt vor Hexenjagden. Das ist gut so. Doch die »Bewahrer der Freiheit« formieren sich zum Gegenstoss: sie proklamieren den Anti-Antikommunismus. Auch das ist gut. Denn vielleicht klärt sich im Krieg der Antis der Dunst der Ideologien zur Objektivität.

Kleiner kritischer Versuch über antikommunistische Rhetorik

Was macht uns den Antikommunismus so verdächtig? – Der Argwohn, er untergrabe, was zu verteidigen er vorgibt: die Freiheit.

Ein Beispiel: »Niemand vergessen« nennt sich die Aktion. Ihr Emblem eine spitzzählige, schwertdurchbohrte Schlange. »Studenten der Universität Bern« wollen unter diesem Zeichen den östlichen Lindwurm niederhalten, Ungarn 56 stets vor Augen, kommunistische Willkür immer wieder entlarvend. Sie verschicken in schöner Menschlichkeit sogenannte »Tagebuchblätter« mit Informationen und Argumenten an Zeitungen vornehmlich der Provinz, um schreibmüden Journalisten das schwierige Geschäft des Antikommunismus zu erleichtern.

»Tagebuchblatt Nr. 121, Bern, 23. November 1966« trägt den Titel: »Demokratie – gleiches Recht für alle«.

»Die durch die Bundesverfassung gewährleistete, persönliche und demokratische Freiheit gestattet jedem Bürger, sich politisch zu betätigen und seinen Willen frei zum Ausdruck zu bringen. Diese Freiheit geht so weit, dass sogar die Möglichkeit besteht, Bewegungen zu gründen oder sich solchen anzuschliessen, welche die Freiheit nur verwenden möchten, um die freiheitliche Ordnung zu zersetzen und zu beseitigen.«

Es gibt in der Schweiz auch keine Rechtsnormen, welche z. B. kommunistischen Lehrern verbieten, an unseren Schulen zu wirken. Was aber für die PdA und ihre affilierten Organisationen gilt, das gilt nicht für die Jesuiten. Ein 51 der Bundesverfassung verbietet ausdrücklich die Aufnahme des Ordens der Jesuiten in der Schweiz und untersagt ihnen jede Wirksamkeit in Kirche und Schule.

Der Art. 51 wurde im letzten Jahrhundert aus Gründen des Staatsschutzes in unsere Verfassung aufgenommen. Heute jedoch kann das Jesuitenverbot nicht mehr mit dem Staatsschutzgedanken begründet werden. Was aber nicht mehr glaubwürdig zu begründen ist, das soll man auch nicht weiterbestehen lassen. Die Schweiz ist heute das letzte westliche Land, das ein Jesuitenverbot kennt. Art. 52 der sonst freiheitlich konzipierten Bundesverfassung verbietet dem Schweizer Bürger, ein Kloster oder einen religiösen Orden zu gründen. Diese Bestimmung ist heute ebenfalls überholt, ganz abgesehen davon, dass sie schlecht mit der Tatsache in Einklang zu bringen ist, dass es z. B. bei uns nicht verboten ist, Organisationen zu gründen, deren Ideal die Volksdemokratie östlicher Prägung ist.

Nicht dass wir jetzt ein Verbot der PdA oder ähnlicher Organisationen postulieren möchten; wir sind jedoch der Auffassung, dass die genannten Ausnahmestimmungen der Bundesverfassung heute in keiner Weise mehr gerechtfertigt sind. Unsere Demokratie bedarf solcher fragwürdiger Bestimmungen nicht.

Wir verlangen daher, dass man von der Diskussion zum Handeln übergeht und die konfessionellen Ausnahmeartikel, die einen grossen Teil unseres Volkes diskriminieren, aufhebt.

Was zunächst verblüfft, ist die Tatsache, dass »Niemand vergessen« offenbar den Jesuiten billig ist. Nichts dagegen! Freiheit wahren, heisst sie allererst im eigenen Land verwirklichen. Aber – fragt ein leiser Zweifel – haben etwa Berns Studenten ihren Drachen so gründlich schon durchbohrt, dass vor Kadaver nur noch Schweigen bleibt? Weiss am Ende man nichts

mehr zu sagen? Keine Angst. Dialektisch geschult erweist man im Vergleich von Jesuiten und PdA den Anachronismus konfessioneller Ausnahmeartikel. Das ginge an. Jedoch die Unredlichkeit, mit der dieser Gedanke entwickelt wird, offenbart Dummheit (oder Feigheit) und ist bezeichnend:

Erklärt wird: »... wir sind der Auffassung, dass die genannten Ausnahmeartikel der Bundesverfassung heute in keiner Weise mehr gerechtfertigt sind.« – Heute nicht mehr. Also war es früher einmal. Und richtig: »Der Art. 51 wurde im letzten Jahrhundert aus Gründen des Staatsschutzes in unsere Verfassung aufgenommen«, Gründe, die heute eben nicht mehr geltend gemacht werden können. Fragt sich ob überall. Denn – »Niemand vergessen« wird nicht müde, es zu betonen – noch existiert eine Bewegung, welche die Freiheit nur verwenden möchte, um die freiheitliche Ordnung zu ersetzen und zu beseitigen. Jedoch: »Nicht dass wir jetzt ein Verbot der PdA postulieren möchten...« Wäre nicht gerade das konsequent? Wieso eigentlich nicht? Entweder weil eine solche Forderung im leider so milden Tauwetterklima nicht opportun erscheint oder weil sie der freiheitlichen Verfassung der Schweiz widerspricht. Welche von den beiden Möglichkeiten gemeint ist, lässt sich aus dem vorlie-

Wir Antikommunisten

Wir Antikommunisten – wir sind die Kinder des kalten Krieges. Die Greuel der russischen Revolutionen waren unser Wiegenlied. Die Furcht vor der Tücke kommunistischer Agitatoren wurde uns aufs Znlämbrot gestrichen. In Molotows »Njete« lernten wir die erste Fremdsprache kennen. Und Wortkula konnten wir genauer als Genf. Dann geschah Ungarn, Oktober 1956. Erschüttert vom Freiheitswillen eines unterjochten Volkes, mischten wir in unsere Sensationen dennoch Selbstzufriedenheit: ... es hat ja so kommen müssen ... immer schon gesagt ... der Kommunismus erledigt sich von selber ... und die Schweiz und ihr Status sei – so hiess es – den Ungarn Vorbild für ihre freie Republik. Sie konnte es keine vierzehn Tage sein. Dann kamen Moskaus Panzer, bitteres Blut, Erekutionen, letzte Hilfeschreie und endlich Totenstille über Ungarn; dünner Schnee deckte im November das Land. »Niemand vergessen« – Was denn? Was denn sonst als unsere Hilfslosigkeit und die Erkenntnis, dass Fackelzüge wenig nützen!

Immerhin, der Kommunismus schien moralisch erledigt. Er hatte sich selbst entthront: »Der Kommunismus.« – Rettet wenigstens den Westen, war die natürliche Reaktion. Aber: das Leben ging auch »drüber« weiter. Diese Banalität war für uns Muttermilkantikommunisten erstaunlich. Ebenso dass wir aus russischen Filmen (zum Beispiel) erkennen mussten, dass Russen trotzdem Menschen sind. Wir hörten von Gomułka, von Liberalisierung und echter Kritik, und selbst Kadar, der verachtete Wertesystem, sei, so wurde berichtet, nicht unbeliebt im Volk. Im Osten dümmere die Nacht. Was da gesagt wurde, klang plausibel.

Man musste wohl oder übel beginnen, sich neue Gedanken zu machen. Ueber »den Kommunismus.« – Der Gegenstand, den unsere Ideologie so klar und starr beschrieben hatte, zeigte Veränderungen. Unsere Vorstellungen konnten seine Wirklichkeit nicht mehr fassen.

So blieb uns nichts anderes übrig, als an jenen zu zweifeln, die unsere Welt so sicher nach Gut und Böse geteilt hatten. Und da die Götter der Kindheit, einmal als Götzen erkannt, um so heftiger bekämpft werden, sind wir – den Göttern sei's geklagt – Anti-Antikommunisten geworden.

Beschreibung der Ideologie

Im Grunde versteht kein Antikommunist, der einer sein will, seine so heftig befahenden Gegner. Er kann sie gar nicht verstehen, denn sie sind ihm »Verrückter« oder »Böse«, Verkörperungen jenes metaphysisch »Bösen«, dem

genden Text nicht schlüssig entscheiden; doch alles deutet darauf, dass der anonyme Gedächtnisstrainer ein Kommi-Verbot durchaus begrüssen würde. Das bestimmende, einzige Kriterium gegen den Jesuitenartikel ist ja immer wieder die mittlerweile festgestellte politische Zahnheit der Kirchenmänner, vor denen sich kein Staat mehr zu schützen braucht, was aber nach des Schreibers eigenen Worten für PdA und affilierte Organisationen keineswegs behauptet werden kann. Warum also kein Verbot...? Ein bisschen Klarheit ihr Herren Studiosi aus Bern, ein bisschen Ehrlichkeit! Die Forderung einer eindeutigen politischen Entscheidung wird ersetzt von dunklen Schwadronieren, das immerhin den Vorteil hat, nicht verpflichtet zu sein und dennoch das alte Vorurteil von den bösen Kommunisten bestätigt, mithin jene bekannte, hinlänglich bekannte und etablierte helvetische Mentalität erfreut und zugleich jedes freie Denken verunfäut. Ob das wohl der Zweck des Ganzen ist? Den Jesuitenschreck auf Kommunistenfurcht umzupolen?

Sie reden dauernd von Freiheit und vernageln sich die Stirn: »Niemand vergessen...«

Das ist es, was ich an den Antikommunisten hasse: die trübe Argumentation, ihr verschwommenes Denken, das nichts als Misstrauen provoziert, giftige Dünste verbreitet, wo nur offene Auseinandersetzung uns helfen kann, wo nur Klarheit und Ehrlichkeit aus der Verstrickung der Ideologien befreit.

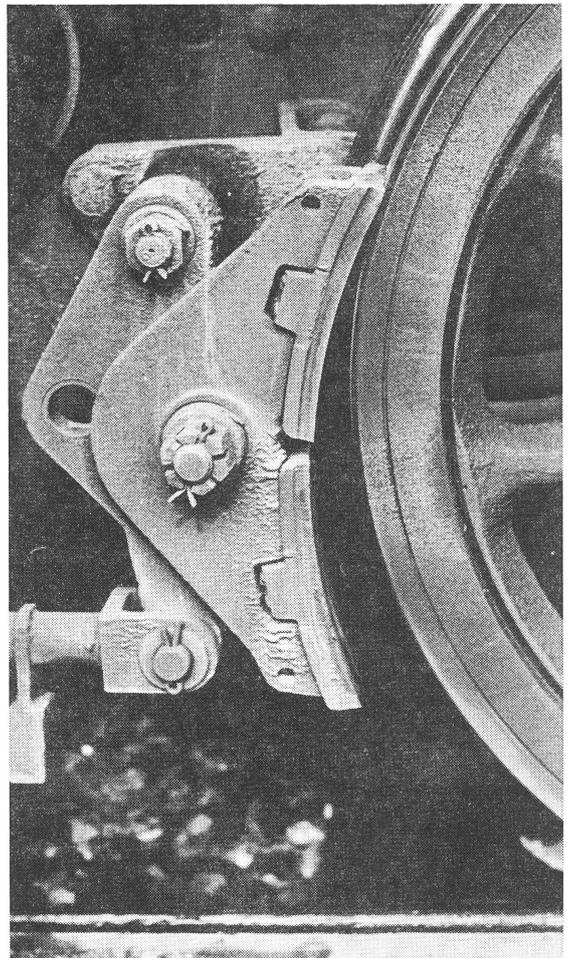
der »freie Westen« als Träger des »Guten«, »Wahren«, »Richtigen« entgegengesetzt ist. Mithin ist so jede echte Kommunikation zwischen den beiden Welten ausgeschlossen. Der politische Antagonismus zwischen den USA und Sowjetrußland und ihren jeweiligen Trabanten ist Ausdruck des Kampfes zweier Grundprinzipien der Geschichte: je nach Gesichtspunkt als »Freiheit gegen »Totalitarismus« bezeichnet, oder »Humanismus gegen »Anti-Humanismus«, die »verantwortlichen Einzelnen gegen die »gelenkten, anonymen Massen« usw.

Dieser Dualismus zwingt Stellung zu beziehen, für das eine gegen das andere, pro – anti. Und von vorneherein ist es klar, wofür sich einer entscheiden muss, ist er nicht selber »verrückter« oder eben »böse«. Zugleich: der gegenwärtige Entschluss ist verbindlich auch für die Zukunft. Denn auch die künftigen Entwicklungen sind ja im Grundprinzip bestimmt: der »Kommunismus« ist »böse« und muss es bleiben. Die Trennung der Welten ist endgültig. Solches Denken, von Arnold Künzli als »apokalyptisches« bezeichnet (in: »Vietnam – wie es dazu kam«, findet beispielsweise – schönsten Ausdruck – leider – in Karl Jaspers' dennoch wichtigem »Die Atombombe und die Zukunft der Menschheit« (1958): »Einen (...) tiefen (...) übergreifenden und weltgeschichtlich entscheidenden Gegensatz sehen wir heute in dem Gegensatz von politischer Freiheit und totaler Herrschaft.« (3. Die neue Politik II, b: Die einer Ordnung widerstrebenden Weltgegensätze ff.) Im folgenden ordnet Jaspers nur allzu deutlich dem »freien Westen« die »politische Freiheit« und dem »totalitären Osten« die »totale Herrschaft« zu. Vor solch abgründigem Gegensatz versagt die Sprache: »Man kann durch die Sprache liegen indem man wissend sagt, was falsch ist. Dann belügt man den andern, nicht sich selbst, und missbraucht die Sprache. Aber nun ist ein weiterer Schritt möglich. Aus dem Lügen ent-

steht der Zustand, dass der Lügende schliesslich glaubt, was er lügt, dass dann Wahrheit und Lüge ihren Unterschied verlieren. Die Sprache gewinnt den Charakter der Beliebigkeit.« (...) »Die Worte haben ihren gleichbleibenden Sinn verloren. Man versteht unter ihnen einmal das gleiche wie der Gegner, dann das Gegenteil davon. Und darin auch begründet man die Beweglichkeit des Sinnes als Wahrheit durch eine zur spezifischen Sophistik verwandelte Dialektik.« »In der totalen Herrschaft (ob sie nationalsozialistischer oder kommunistischer oder anderer Gestalt ist) dieser Zustand erreicht, der dem Prinzip im Grunde der anonymen Maschinerie entspricht.

Der Weg zur Wirklichkeit ist von Intellektuellen gepflastert

Dies antikommunistische Denken hat an Begriffen wie »Mauer«, »Eiserner Vorhang«, »Weltherrschaft«, »Ungarn« seine Beweise, an ihnen erweist es seine Gültigkeit. Aber die Vorstellungen, die es ausmachen, reichen nicht mehr zu, wenn es gilt, einen Mann wie den DDR-Wissenschaftler Robert Havemann zu begreifen. In »Spiegel« Nr. 52, 22. Dezember 1965, erklärt er (»Plädoyer für eine neue KP«): »Sozialismus mit weniger demokratischen Rechten und Freiheiten, als es bereits der bürgerliche Staat verwirklicht hat, ist ein Zerzild.



Die Ideologie analysieren, die Erstarrung lösen.

steht der Zustand, dass der Lügende schliesslich glaubt, was er lügt, dass dann Wahrheit und Lüge ihren Unterschied verlieren. Die Sprache gewinnt den Charakter der Beliebigkeit.« (...) »Die Worte haben ihren gleichbleibenden Sinn verloren. Man versteht unter ihnen einmal das gleiche wie der Gegner, dann das Gegenteil davon. Und darin auch begründet man die Beweglichkeit des Sinnes als Wahrheit durch eine zur spezifischen Sophistik verwandelte Dialektik.« »In der totalen Herrschaft (ob sie nationalsozialistischer oder kommunistischer oder anderer Gestalt ist) dieser Zustand erreicht, der dem Prinzip im Grunde der anonymen Maschinerie entspricht.

Es tut sich ein Abgrund auf, über den hinweg zwar gesprochen wird, aber keine Sprache mehr verbinden kann.« Zwar, das sei zur gerechten Beurteilung Jaspers' hinzugefügt (der durch aus nicht ein intellektueller Mac Carthy ist), will er trotzdem das Gespräch mit der Gegenseite nicht verbieten wissen: »Die Konstruktion des Prinzips erschöpft nie die lebendigen Menschen, die zu seinem Träger geworden sind. Daher folgt aus der Einsicht in das Prinzip nicht, dass die Beziehung zu ihnen abgebrochen werden müsste.« »Es besteht die untüglbare Voraussetzung, dass in jedem Menschen, mag er dem bösen Prinzip auch verfallen scheinen, die Möglichkeit des andern liegt.« Unbestritten aber bleibt: »Der geistige Kampf findet nur im Bereich der freien Welt statt, denn im Bereich der totalitären Welt ist er verboten.«

Es muss klar sein, dass die neue KP einen Sozialismus erstrebt, der die demokratischen Errungenschaften der Bourgeoisie nicht zerstört, sondern sichert und ihnen neue hinzufügt.« Wohlverstanden, Havemann definiert sich selber durchaus als Kommunisten, er ist Marxist und will es sein. Ob angesichts seiner Gedanken Jaspers' Wort vom »geistigen Kampf«, der nur in der »freien Welt« stattfindet, gerechtfertigt ist, Havemann: »Es wäre auch notwendig, sich von der falschen Interpretation des Begriffes »Stalinismus« loszusagen, die nur die schlimmsten Aus-

wüchse der Stalinschen Aera als Verflechtung anerkennt, die Arbeitslager, die grausamen Verfolgungen und Morde, nicht aber begreifen will, dass die Ursache vor allem nicht in der Person Stalins, sondern in der Struktur des Partei- und Staatsapparates lag, wo Demokratie bestenfalls nur noch als Fassade existierte, alle demokratischen Institutionen wie Parlament und örtliche Volksvertretungen, ja zeitweise sogar die Regierung zu machtlosen Formalismen degradiert waren.«

Man kennt die antikommunistische Parade, die sich vor solch beunruhigenden Aeusserungen Ruhe schafft: Havemann sei inzwischen ja schon längst aus der Partei ausgeschlossen worden, von seinem Lehrstuhl entfernt, mundtot gemacht. So wird der marxistische Professor abgetan als Einzelgänger, als ein massochistischer Polit-Martyrer. Und die Ideologie kann sich in ihrem vorübergehend gestürzten Weltbild wieder gemütlich einrichten und sich ihr »Immer-schon-gewusst-haben« vom »Est-hat-ja-so-kommen-müssen« bestätigen lassen.

Es lässt sich kontern: Das solches von einem Marxisten überhaupt gedacht und gesagt werden kann, widerlegt die Behauptung von der totalen Herrschaft des Systems, die den Menschen zur Maschine mache. Was hier demonstriert wird, ist echter Versuch zur Bewältigung der eigenen Vergangenheit und im selben Masse offene Auseinandersetzung mit der westlichen Demokratie. In diesen Sätzen äussert sich eine ehrliche Selbstkritik des Marxismus, die seine Lebendigkeit trotz allem bezeugt. Wenn Havemann dafür vom Regime aus seinen öffentlichen Ämtern entfernt wird, dann zeigt sich nicht etwa irgendeine »wahre Natur des Kommunismus«, sondern nichts als der Parteiapparat und seine Funktionäre, just diejenigen Organe also, die Havemann gründlicher Untersuchung unterwerfen will, die zwar augenblicklich die Macht besitzen, die aber den kritischen Geist keineswegs zum Verstummen bringen konnten und können. Sichtbar werden verschiedene Kräfte, die das alles Unter-scheiden überwachende Wort vom »Kommunismus« zerreissen.

Und Havemann ist längst nicht der einzige, der durch seine fordernden Gedanken auch unsere Ideologie angreift.

Fortsetzung Seite 19

Ein literarischer Wettbewerb — einmal anders!

Drei neue Schweizer Autoren erwarten ihre Beurteilung durch den Leser

Gertrud Wilker:
Elegie auf die Zukunft Roman
 Die Berner Doktorin der Germanistik beschreibt mit Kunst und Kühnheit das Leben einer Familie aus dem Jura.

Hans Härrli:
Schaans Zeitgenossen
 »Kein Roman«
 Der Solothurner Kunstmaler und Seminarlehrer porträtiert humorvoll und unerbittlich in Wort und Bild seine Zeitgenossen.

Robert H. Oehninger:
Die Bestattung des Oskar Lieberherr Roman
 Der Winterthurer Pfarrer legt einen modernen Pfarrer-Roman vor, der durch seine Spannung und tiefgründige Thematik besticht.

Eine lohnende Lektüre bieten alle drei Autoren. Sie beweisen: Die Schweiz von heute ist ein Gegenstand für Literatur von heute.

Eine lohnende Aufgabe bietet der Verlag. Er prämiert für einmal nicht den Schriftsteller, sondern dessen kundige Leser.

Lohnende Preise sind ausgesetzt:
 Fr. 500.—
 Fr. 300.—
 2 x Fr. 100.—

für je die besten kritischen Stellungnahmen zu einem der drei Werke.

Insgesamt Barpreise von Fr. 3000.—!
 Dazu zahlreiche Buchpreise!

Freude zur Lektüre — und eine spitze Feder wünscht

Eine be-lohnende Jury freut sich auf Arbeit: Prof. Dr. Max Wehrli, Ordinarius für Literaturgeschichte an der Universität Zürich
 Dr. Friedrich Witz, Verleger, Zürich
 Dr. Elisabeth Pulver, Gymnasiallehrerin, Bern
 Ad. Hägeli, Verlagslektor, Zürich

Einsendeschluss: 15. März 1967

Teilnahmebedingungen sind erhältlich beim Buchhändler oder beim Flamberg-Verlag, 8004 Zürich, Cramerstrasse 17.

Flamberg Verlag
 Zürich/
 Stuttgart

Irgend etwas stimmt da nicht

Das Geldverteilen ist die grosse Stärke der Sozialdemokraten. Ihre Grosszügigkeit in diesem Punkt ist unübertrefflich. Geld für die Brotesser, Geld für die Butter- und Käsekonsumenten, Geld für die AHV-Bezüger, für die Krankenversicherten, ja sogar die millionenschweren Gewerkschaftszentralen bemühen sich noch um ein paar zehntausend Franken Bundessubventionen...

So wird man populär! Ja die Empfänger aller dieser Wohltaten sind sogar geneigt zu vergessen, dass die Wohltäter gar nicht etwa ihr eigenes Geld verteilen, sondern das Geld der Beschenkten! Alle diese Subventionen, Preisverbilligungen und Zuschüsse werden in irgendeiner Form wieder dem Steuerzahler belastet. Man kann an den Fingern genau abzählen, dass mit Ausnahme der wirklich Armen der grösste Teil des Schweizervolkes die Wohltaten, die er angeblich auf diese Weise empfängt, ziemlich auf den Rappen genau wiederum selber bezahlen muss.

Aber trotzdem besteht die Linke darauf, dass diese staatlichen »Umwälzpumpen« mit Hochdruck weiter arbeiten. Es stört sie gar nicht, dass neben einer relativ geringen Zahl von wirklich Bedürftigen auch dem recht situierten Mann sein Brot, seine Butter und sein Käse verbilligt wird. Es stört sie gar nicht, dass Zehntausende von normal verdienenden Schweizern sich durch den Bund einen milden Beitrag an ihre Krankenkassenprämie bezahlen lassen. Es stört sie nicht, dass in subventionier-

ten Wohnungen Leute leben, die ein Auto und selbstverständlich eine Fernsehkiste haben und für ihre Ferien mindestens an die Adria fahren.

Haben sie dann aus den milden Gaben, welche die Beschenkten selber bezahlen, das erste politische Geschäft gemacht, wenden sie sich dem zweiten zu, indem sie die Beschaffung der nötigen Finanzen sabotieren. Kaum war das »Sofortprogramm« des Bundesrates für die Beschaffung zusätzlicher Einnahmen erschienen — eines Bundesrates, in welchem zwei Sozialdemokraten sitzen —, da ging ein Proteststurm in der Linkspresse los, und man erklärte die Vorschläge für die Beschaffung neuer Bundesmittel als unannehmbar. Beim Vorschlag 1967 enthielt sich die Sozialdemokratie im Nationalrat der Stimme. Bei der Abstimmung über das Sofortprogramm stimmte die Mehrheit der Fraktion — mit rühmlichen Ausnahmen, die

nicht verschwiegen werden sollen — dagegen. Durch die ganzen Verhandlungen hindurch versuchte die Linke die öffentliche Meinung mit der irreführenden und falschen Behauptung aufzuwachen, die zusätzlichen Steuerlasten würden den finanzschwächeren Bevölkerungsschichten aufgebürdet.

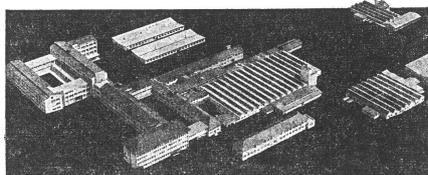
Geldverteilen und nachher dem Bund die erforderlichen Mittel verweigern, darf sich das sogenannte Regierungspartei leisten? Um das Mass voll zu machen, fordert die Linke obendrein noch Reallohnerhöhungen für das Bundespersonal; das macht sich nicht schlecht, nachdem man noch vor kurzem unter der Herrschaft der Konjunkturdämpfung eine ganz und gar »undämpferische« Arbeitszeitverkürzung durchgeführt hatte. Die Partei, die sich der Bundeskasse gegenüber so spröde zeigt, will im gleichen Atemzug den AHV-Bezüger als Wahlgeschenk eine neue Rentenerhöhung bewilligen, welche den Bund noch einmal einige Hundert an nicht vorhandenen Millionen kosten würde. »Wer soll das alles bezahlen?«, ist man berechtigt zu fragen. Man sehe sich dieses sozialdemokratische Regierungsprogramm einmal an: Zuerst wird das staatliche Füllhorn auf die Stimmbürger ausgeschüttet, dann werden der Regierung die erforderlichen Geldmittel verweigert, und schliesslich wird diesem aufgefordert, ihren Beamten mehr Lohn und den Alten höhere Renten zu bezahlen. Meinen Sie, verehrter Leser, nicht auch, dass hier irgend etwas nicht stimmen kann?



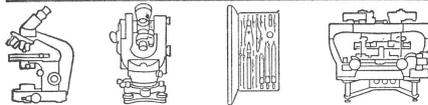
Verantwortliche Redaktion:
 Dr. Robert Eibel

Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

Optische und feinmechanische Präzisions-Instrumente



Wild in Heerbrugg, das modernste und grösste optische Werk der Schweiz liefert in alle Welt: Vermessungsinstrumente, Fliegerkamern und Autographen für die Photogrammetrie, Forschungs-Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge aus rostfreiem Chrom-Stahl



Prospekte und Offerten durch Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG
 Optische Werke

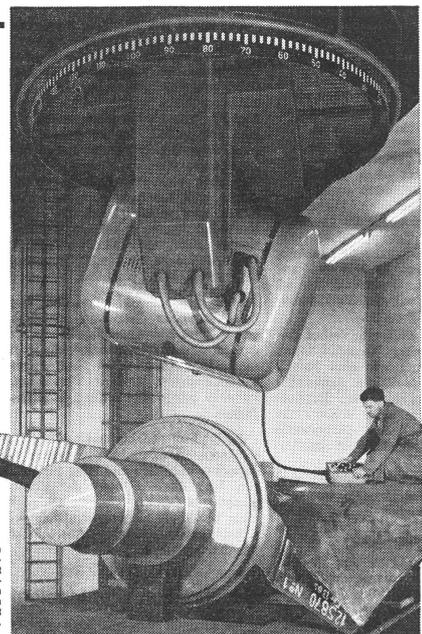


Industrielle Forschung und Entwicklung führen zu den Spitzenleistungen der modernen Technik

Wir bieten technisch interessierten Leuten vielfältige Einsatzmöglichkeiten in unseren Arbeitsgebieten:

Fittings, Temperguss, Elektro-Stahlguss, Grauguss, Sphäroguss, Leichtmetallguss, Freileitungs-Armaturen, Räder und Kupplungen für Strassen- und Schienenfahrzeuge, Werkzeugmaschinen, Giessereimaschinen

+GF+



Eine 21 Tonnen schwere Kaplan-Schaufel wird mit Betatron-Röntgenstrahlen von 31 Millionen Elektronen-Volt durchleuchtet.

Georg Fischer Aktiengesellschaft, Schaffhausen

P 332/1

Telephon: (053) 56031 und (053) 57031

Hannemann! Geh du voran!

Von Nationalrat Prof. Dr. Marcel Beck

Dem Königtum bekam es im Laufe der Geschichte nie gut, wenn Hofräte und graue Eminenzen dem Monarchen die Wahrheit vorenthielten. Denn der geäusserte Souverän wiegte sich alsdann in falscher Sicherheit, um schliesslich ein böses Ende zu nehmen.

Dieses historische Modell lässt sich auch auf unsern Souverän, das Volk, anwenden, wobei sich folgendes daraus ergibt: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Politiker und Presse, denen in unserm Anwendungsfalle die Rolle der Hofräte zukommt, nie müde, eine düstere Zukunft der Arbeitslosigkeit zu prophezeien. Es kam jedoch ganz anders, worauf die modernen Hofräte alsbald umstellten. Hochkonjunktur wurde mehr und mehr als idealer Dauerzustand einer glücklich in blühendem Materialismus lebenden Menschheit betrachtet. Hochkonjunktur diente auch als Grundlage für schwindelerregende Zukunftsprojekte. Steile Entwicklungskurven wurden in den Jahren des stärksten Anstiegs errechnet. So kernzengerade hatte selbst das wilhelminische Zeitalter die Schnurrbärte nicht aufgezweigt.

Der Souverän, das Volk nämlich, gewöhnte sich in wenigen Jahren vollkommen an diesen Zustand der Prosperität, zumal diese nie vorher in der Geschichte auf derart breite Schichten übergreifen hatte. Heute wissen jedoch mindestens die Eingeweihten ganz genau, dass es länger nicht mehr so gehen kann. Die fetten Jahre der Konjunktur sind vorbei, und es gilt, künftigen den Gürtel etwas enger zu schnallen. Allerorten sind die Kassen der Öffentlichkeit leer. Dieser Uebelstand ist weltweit. Man stöhnt darüber in Deutschland, in Holland, in Belgien, in England, und selbst Herr Johnson sieht sich genötigt, das reiche Amerika vor eine saftige Steuererhöhung zu stellen, weil es gilt, nebst dem bösen Krieg in Vietnam das soziale Programm der grossen Gesellschaft zu retten.

Trotz des Schweigens der um ihre Popularität bangenden Politiker knarzt es hörbar im Gebälk des hochkonjunkturellen Allparteiensstaates, und die Koalition der Zauberformel zeigt deutliche Risse. »Hie Couponsteuerer tiefen die Sozialdemokraten, »hie erhöhte Konsumsteuer die Bürgerlichen. Das war ungefähr das Kampfgeschrei in der Schlacht um das Sofortprogramm. Gerade für die Wiedereinführung der Couponsteuer, deren Abschaffung seit Februar 1966 Gesetzeskraft erlangt hatte, verlangte die Sozialdemokratie vom Parlament einen halbserberischen staatsrechtlichen Salto mortale. Die Herren vom Kapital fürchteten indes, durch die Couponsteuer zu arg geschöpft zu werden, und bei manchem Sozialisten schimmerte freilich diese Absicht etwas zu stark durch. Dass der Bund dringend Geld benötigt, dachten bei solchem Streit um das Portemonnaie die Kämpfer wahrscheinlich weniger.

Auch in der Budgetdebatte gingen die Wogen hoch: um die Preiszuschläge auf eingeführte Speiseöle und Speisefette sowie auf eingeführten Rahm und Rahmprodukte, ferner um die nicht überwälzten Grundpreise der Milch, welche letzteres übrigens im Kanzleideutsch des Bundes folgendermassen lautet: »Im Zusammenhang mit dieser Bereinigung hatten wir wohl den grundsätzlichen Beschluss gefasst, es seien in Anlehnung an die Vorschläge der Kommission Stocker und in Berücksichtigung der angespannten Finanzlage des Bundes die bisher auf Grund von Art. 11 des Bundesbeschlusses vom 4. Oktober 1962 über zusätzliche wirtschaftliche und finanzielle Massnahmen auf dem Gebiete der Milchwirtschaft (Milchwirtschaftsbeschluss 1962) im Inland auf Butter und Käse nicht überwälzten Grundpreiserhöhungen der Milch ab 1. November 1966 in vollem Umfang abzubauen.«

Es handelte sich im wesentlichen darum, dem Volk zu sagen, dass es künftig etwas mehr für das Essen zu zahlen habe. Gewiss nicht so viel mehr, dass es vor dem Hunger Angst zu haben brauche. Etwas weniger Vergnügen vielleicht! Bundesrat Schaffner wagte den Vergleich mit dem Kinobillet, was von Presse und Politikern gar übel vermerkt wurde. Der Hinweis von sozialdemokratischer Seite auf das arme Mütterlein, das allenfalls auf morgendlichen Milchkafee mit »Möckchen« zu verzichten habe, fehlte dagegen nicht – und darüber vernahm man kein Murren bei den Hofräten. Gelegentlich war man ob des grossen Jammers fast geneigt, anzunehmen, es seien die Eidgenossen ein Volk von armseligen Pro-

letariern, die nach Brot und Spielen schrien. Wie stünde es aber um die Leistungen unseres Sozialstaats, auf die wir so stolz sind, wofern wirklich Grund für derart dicke Klagetöne vorläge? Es ist nämlich ausgeschlossen, den hohen Lebensstandard der Schweizer zu preisen und gleichzeitig das arme Mütterlein als Symbol unserer sozialen Missstände heraufzubeschwören. Sind wir überwiegend ein Volk von dürftigen Hungerleidern, die die hohle Hand nach einem Bakschisch ausstrecken, oder sind wir ein Volk mehrheitlich wohlhabender Menschen, die nach ihren Leistungen entlohnt werden und zudem gewillt sind, der zweifellos noch von einer Minderheit zu tragenden Armut nach Kräften zu steuern? Die Antwort fällt nicht schwer. Das letztere ist der Fall.

Einem solchen Souverän kann darum etwas zugemutet werden. Ein aufrechter Souverän verträgt Verhättselung schlecht. Die Wahrheit, vor allem die Preiswahrheit darf das Volk erfahren. Es ist nicht einmal nötig, für diese Wahrheit einen Prügelknaben zu suchen. Denn die Teuerung ist weltweit, wie wir schon andeuteten. Und die Schweizer sind sicher in der Lage, zu verstehen, dass es wirtschaftliche Wachstumsstörungen gibt, für die man zu Unrecht den Bundesrat verantwortlich macht.

»Bede« hiess früher die Steuer. Bede kommt von bitten. Die Steuer war gewissermassen erbeten. Auf solche Art lässt sich der Souverän schon darauf ein, etwas von seinem Eigentum für die Allgemeinheit herzugeben. Doch unsere modernen Hofräte scheinen solches nicht zu wissen. Sie stöhnen eher über die Misere und gehen auf die Suche nach Sündenböcken. Sie finden sie auch, meist in der Person von Bundesräten, die einer andern Partei als der ihrigen angehören. Oder aber sie machen das Bessere zum Feind des Guten. Sie weisen zum Beispiel das Sofortprogramm zurück, erklären sich bereit, dasselbe nur anzunehmen, falls vorher allgemeine Finanzierungs- und Sparprogramme vorgelegt würden. Sie denken nicht daran, dass ein solches Vorgehen Jahre erforderte. Vernehmlassungen, Expertenkommissionen, Gutachten und alles sonst noch Nötige lassen unsere Politik nur langsam vorankommen. Der Bund braucht aber sofort Geld und darum auch das Sofortprogramm. Er kann nicht einfach zuwarten bis zur vollständigen Leerrung der Tresorerie und bis zu einer katastrophalen Verschuldung.

Zudem sollten alle wissen, dass durch Bevölkerungsvermehrung, Lebensstandard, Kriegsgefahr sowie den Willen aller zu einem gesunden und möglichst langen Leben unsere öffentlichen Einrichtungen sehr weitläufig, umfas-

send und auch kostspielig geworden sind. Das Verhältnis zwischen privaten und öffentlichen Ausgaben wird dadurch immer mehr zugunsten der letzteren verschoben. Wir gehen neuen Formen des Daseins entgegen, die zu erfassen heute nicht mehr allzuschwer ist, und ich sehe daher nicht ein, wieso wir dies mitten in der Wende, in der wir uns befinden, einem aufgeklärten Souverän nicht genau erklären sollten. Vor derartigem Hintergrund erhält das Sofortprogramm die ihm angemessenen Proportionen.

Statt dessen aber erleben wir eine Politik kleinlichster Tricks. Es mag über dieser der Vers stehen:

Hannemann! Geh du voran!

Du hast die grössten Stiefel an,
Dass dich das Tier nicht beiessen kann.

Bürgerliche und Sozialisten wissen ja heute so recht nicht, was mit der Abstimmung über das Sofortprogramm zu geschehen hat. Auf bürgerlicher Seite hört man gelegentlich die Bemerkung, man könne sich schliesslich auch weigern, mit einem Ja für den Sozialisten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Tatsächlich spielt der sozialistische Partner der Zauberformel mit dem Gedanken, wie im Parlament so auch in der Volksabstimmung das Sofortprogramm der Kapitalisten abzulehnen. Hier ächzt das Gebälk des Allparteiensstaates am lautesten. Auch die bundesrätliche Verschiebung des Abstimmungsdatums für die sozialistische Initiative gegen die Bodenspekulation auf einen Zeitpunkt nach der Abstimmung über das Sofortprogramm entspringt der seltsamen Scheu vor den Launen eines Souveräns, der verständlich genug

wäre, bei richtiger Information auch den richtigen Entscheid zu treffen. Nun aber erklären die einen die Massnahme des Bundesrates damit, dass er von Haus- und Grundbesitzern gedrängt wurde, die Abstimmung über dieses ihnen unsympathische Geschäft etwas hinauszuschieben, indes der bürgerliche Kommentator die rote Seite beschuldigt, es wolle diese aus der sicher zu erwartenden Ablehnung der Initiative Kapital gegen das Sofortprogramm schlagen, und darum dränge man von dort so sehr auf die Beibehaltung des ursprünglichen Datums vom 12. März 1967. Alle Hofräte sind hingegen der Ueberzeugung, dass eine positive Einstellung zu Steuererhöhungen sich ungünstig auf die Nationalratswahlen im Herbst dieses Jahres auswirken könnte, während ein Kampf gegen den Steuerdruck nach üblicher Auffassung Stimmen einbringt.

Ein politisches Problem erster Ordnung, der Ausgleich unseres Staatshaushalts, wird somit auf der Ebene bevorstehender Wahlakt diskutiert. Wahlaktische Erwägungen erhalten ein gleiches Gewicht wie die harten Argumente eines Defizits. Auf allen Bankten versuchen die Politiker, mit derart ungleichen Gewichten zu jonglieren, obwohl jedermann weiss, was mehr und was weniger wiegt. Niemand will die Gewichte genau bezeichnen – aus Scheu vor einer eingedellten Ungunst des Souveräns, der nach partaktischen Gesichtspunkten instruiert wird. Wie vorteilhaft wäre hier eine echte Opposition, die Gelegenheit fände, dem Souverän rücksichtslos die Wahrheit aufzutischen in der Hoffnung, damit zu gewinnen. Marcel Beck

Vietnam: Vertrauenswürdige Presse?

Zum Bersten voll war der Hörsaal 101 am 15. Dezember 1966: »Vietnam im Zerrspiegel der Schweizer Presse« war der Titel der von der FSZ organisierten Veranstaltung. Das von den Berner Soziologen Rudolf Steiner und Willy Wyniger auf mehr oder weniger wissenschaftlicher Basis beruhende Buch »Der Vietnamkrieg und die Presse« diente den Veranstaltern als Grundlage für eine schon im Titel engagierte Auseinandersetzung mit der Presse: Im Laufe des Abends zeigte sich dann, dass die Vertreter der verschiedenen Presseorgane tatsächlich etwa das

Bericht über die Ergebnisse des Abends und damit die Information in der deutschschweizerischen Presse, zitiert Gianni Bacchetta im Begleitbrief zu folgendem Artikel die »New York Times« vom 23. April 1965: »Das Vertrauen in die Aeusserungen der AU-Regierung ist eines der vielen Opfer des Vietnamkrieges.« Es fällt niemandem schwer, Bacchettas Ausführungen rasch den politisch passenden Stempel aufzudrücken: Wer die »New York Times« zitiert, wer AFP und gar östliche Agenturen ernst nimmt... na ja, aber eben, hat er nicht trotzdem recht?

Am 15. Dezember, zwei Tage nachdem die US Air Force vier wahrscheinlich längsten und heftigsten und für die weitere Entwicklung des Vietnamkonfliktes beängstigendsten Luftangriffe gegen den Norden des südostasiatischen Kampffeldes flog und dabei militärische Ziele in der »weiteren Umgebung« Hanois unter Beschuss nahm, zwei Tage nachdem der Sonderkorrespondent der französischen Nachrichtenagentur AFP aus der nordvietnamesischen Hauptstadt jene amerikanischen Angriffe in einem erschütternden Bericht, der in seinem grausigen Understatement nur zu heftig uns an Frontberichte aus dem Zweiten Weltkrieg erinnert, zwei Tage danach also erklärt der Sprecher des amerikanischen State Department, Mc Closkey, einem Journalisten auf die Frage, ob denn Hanoi wirklich bombardiert worden sei: »Darauf kann ich keine Antwort geben, ich weiss nicht, wo die Grenzen Hanois gezogen werden. Ich kenne mich in der Geographie der Gebiete dort unten einfach zu wenig aus, um Ihnen in Ihrem Anliegen weiter behilflich sein zu können.«

Am gleichen Abend, während der von der FSZ organisierten Diskussion über die Vietnam-Information der Schweizer Presse, an der neben den Autoren der nunmehr berühmten-berühmten Broschüre gleichen Inhalts auch verschiedene Gewährsmänner der behandelten Zeitungen teilnahmen, äusserte sich der verantwortliche Vertreter der vielleicht international gewichtigsten Schweizer Zeitung in ähnlicher Weise wie der amerikanische Regierungssprecher, nur noch bestimmter und apodiktischer: Nicht Hanoi sei bombardiert worden, sondern nur ein Güterbahnhof, 8 km ausserhalb der Stadt. Und dies, obwohl zu jenem Zeitpunkt schon genügend Agenturmateriale, östliches und westliches, einzu-sehen war, das die Meldung aus Washington zumindest bedingt zuverlässig hätte erscheinen lassen können.

Mitte Oktober meldet (schon wieder) ein französischer Korrespondent der AFP, Jean Raffaelli, über Zerstörungen * Urs Jäggi (Rudolf Steiner, Willy Wyniger) Polis 27, evangelische Zeitbühreine.

von zivilen Bereichen nordvietnamesischer Agglomerationen durch Skyhawk und F-106. Der Leser der Deutschschweizer Presse aber bekam diese Berichte nie zu Gesicht, denn nur eine französische, also antiamerikanische, und verschiedene östliche, also unzuverlässige, der Wahrheit abholde Agenturen verbreiteten sie.

Fragen, wieso z. B. Aeusserungen und Reden von Ho Chi-minh oder General Giap in unserer Presse nicht veröffentlicht, ja kaum erwähnt werden, wurden mit dem Hinweis, sie in anderen, d. h. ausländischen Zeitungen zu suchen, als naiv abgetan.

Dem Schema der Nachrichtenauswahl entspricht ihre Interpretation. Dazu Gösta v. Uexküll, deutscher Publizist: »Nennen wir unsere Nachrichten nicht auch dann wahr, wenn sie das bestätigen, was in unserem »Koran« steht und was wir ohnehin glauben: dass unsere Raketen (sprich US-Truppen; G. B.) dem Frieden dienen, die des Gegners (sprich Vietcong, Chinesen, Kommunisten; G. B.) dem Kriege; dass unsere Hinweise auf unsere Stärke Warnungen sind, die des Gegners Drohungen; dass unsere Rüstungen der Abschreckung dienen, die des Gegners der Erpressung?«

Sicher gestatten wir den Redaktionen unserer Zeitungen, eine eigene Meinung zum Vietnamkonflikt zu haben, »die andere haben ja auch eine Meinung«. Doch gestatten wir der Presse nicht, uns die Informationen vorzuenthalten, nach deren Einsehen wir uns eine Meinung erst bilden können, eine von der redaktionellen Meinung vielleicht verschiedene. Denn in einer Gesellschaft, die sich der Funktion der Information und ihrer grossen Chance völlig bewusst geworden ist, lässt sich diese nicht mehr unterdrücken. Leben wir nicht in der verfassungsmässig garantierten Freiheit der Information? Doch vielleicht kannten die verschiedenen in Frage stehenden Redaktoren z. B. die Meldung Jean Raffaellis aus Hanoi, wonach durch Bombardierungen vom Juni, Juli und September letzten Jahres mehrere hundert zivile Bauten Hanois ganz oder teilweise zerstört worden wa-



ren und über 100 Menschen getötet wurden, gar nicht. »Was ich nicht weiss, macht mir nicht heisse; Wenn nun dies oder jenes Vorgehen der amerikanischen Militärs in Vietnam für eine Redaktion unangenehme Nachrichten sind, so darf dieser Umstand doch niemals selektives Kriterium werden. In Wirklichkeit machen gerade verdrängte Tatsachen, die vor die Türe des eigenen Wissens und Bewusstseins gewiesen werden, das Ich unruhig – die Tiefenpsychologie weiss das schon lange, aber auch einige Journalisten: in diesem Sinne möchte ich den Vertreter der NZZ doch gerecht werden... Die Konsequenzen, die daraus gezogen werden, sind jedoch nicht die rechten: »man« verstärkt die Bemühungen, die »eigene« Informationssphäre noch stärker abzuschliessen. Je mehr unangenehme Tatsachen und Wahrheiten über die amerikanische Kriegführung in Vietnam (die andere Seite kennen wir zur Genüge) aufscheinen, andernorts sichtbar werden, im »Le Monde« oder in der »New York Times«, und eben verdrängt werden sollen, umso enger werden die Zäune: Die Angst vor der Bestätigung von Nachrichtenmaterial, das man bisher unter den Tisch geschwemmt hatte, Angst vor der Bestätigung von schmerzhaften Wahrheiten, die in ihrer Evidenz zur Veröffentlichung zwingen und so zum Weitertreiben des sicher qualvollen Prozesses der Selbstkritik herausfordern.

Welch eigenartige Blüten solch ein Vorgang über die Feder eines verantwortlichen Redaktors der NZZ zu treiben vermag, zeigt der Leitartikel der besagten Zeitung vom 3. Januar 1967. Als die über lange Zeit aus oben erwähnten Gründen unter den Tisch geschwipsten Meldungen doch noch hervor-geholt werden müssen, weil da ein bril-

lanter Journalist, überdies stellvertretender Chefredaktor der grössten Zeitung der USA, überdies Pulitzer-Preisträger, die »unangenehmen« Berichte, die im Laufe des Jahres aus Hanoi über AFP und östliche Agenturen zu uns kamen, zu bestätigen nicht umhin kann, da wird noch ein letzter Versuch unternommen, Illusionen bezüglich Pentagon-Methoden doch noch zu fixieren. Beinahe komisch wirkende, doch leider nur allzu zynisch gemeinte Ausweichmanöver werden unternommen. Die Berichte eines Salisbury, eines Decornoy (Le Monde) werden mit so esoterischen Aeusserungen wie »Es gehört zu den vielen Merkwürdigkeiten des Vietnamkonfliktes, dass in den gleichen Regionen, auf die amerikanische Bomben fallen, amerikanische Reporter und Pazifistinnen herumgeführt werden« in ihrem Aussagegewicht a priori geschmäht, ja beinahe lächerlich gemacht. Von Kritik, gar mutiger, an der bisherigen Information nicht zu sprechen. Doch schauen wir uns den Artikel weiter an: Ratschläge, die Washington erhält, riechen nach Appeasement, kommen sie nun vom Papst, vom UNO-Generalsekretär, von einem bedeutenden Teil der US-Presse; Bombardierungen werden abgelesen wie ein Platzkonzert oder ein Fussballspiel bei allzu ungnädigem Wetter. Doch lassen wir weitere semantische Betrachtungen! Geht es nicht wesentlich darum – und hier möchte ich mich hauptsächlich an die Redaktoren der TAT und der NZZ richten –, sich unter die Tatsachen zu stellen, so unangenehm sie auch sein mögen, denn nur so kann das »Confidence gap«, das sich in letzter Zeit zwischen der Presse und einer nicht zu unterschätzenden Breite der Leserschaft aufgetan hat, wieder schliessen.

Gianni Bacchetta

Was nützen Resolutionen...

Weshalb wir zustimmten

Es geht um die studentische Präsenz der Schweiz in der politischen Welt. An der 12. Internationalen Studentenkonferenz vom 17. bis 27. August 1966 in Nairobi haben Théodore Buss und Christoph Steinlin (VSS) einer Reihe von Teil rein politischer Motionen im Namen des VSS zugestimmt. Das widerspricht den Forderungen der Grundhaltung des VSS (siehe Kästchen).

Deswegen wurde der VSS von verschiedener Seite scharf angegriffen, so von fgn, zS 44,6: Wo liegen die Grenzen zwischen Politik und studentischen Belangen?

Während Eric Dreyfuss (KStR) zum Abschluss des diesbezüglichen Traktandums am ausserordentlichen GStR vom Dienstag, 17. Jan. 1967, der Ansicht war, dass man ungefähr

tief im »Schlamassel des VSS« stekend und gemässregelt als ein »Mitheuler im internationalen Protestschrei«, wage ich es dennoch, den »Chor der Unvernünftigen im VSS anzustimmen.

★

Wir betrachten den Artikel von fgn im letzten »zürcher student« als journalistisch effektiv aufgebauten Rückenschuss, nicht nur gegen den VSS-Vorstand, sondern auch gegen unsere Romands, die in Hochschulfragen sehr stark engagiert sind und deren Bemühungen um eine Lösung der gegen-

wärtigen Strukturprobleme an unseren Universitäten auf unsachliche Weise lächerlich gemacht wurden.

Als Vizepräsident für Internationales verzichte ich darauf, die »Stimperei in brennenden Hochschulproblemen« zu kommentieren. Es sei lediglich festgehalten, dass die Studentenschaft der Universität Zürich anfänglich einen so dürftigen Rapport über die Situation an ihrer Hochschule und über die Vorschläge der Studentenschaft zur Lösung der Probleme abgegeben hat (knapp 2 Seiten als Antwort auf einen mehr als 5seitigen Fragebogen).

Die VSS-Mandate im Internationalen

fgn wirft dem VSS-Vorstand vor, er hätte klar erteilte Weisungen verletzt. Ich führe hier die für das politische Mandat und seine Abgrenzung wichtigen Motionen auf, und dann möge jeder selbst entscheiden, in welchem Punkt das Mandat überschritten wurde.

Motion 2.1: Der VSS-Vorstand wird beauftragt, gemäss der allgemeinen Grundhaltung die folgenden Grundrechte zu verteidigen:

- a) Recht des Studenten auf Hochschulbildung, soweit er dazu fähig ist.
- b) Recht des Studenten zu Gedanken-, Meinungsäusserungen, Vereins- und Versammlungsfreiheit.
- c) Recht des Studenten zu Gedanken-, schung der wissenschaftlichen Wahrheit als erste Voraussetzung zur akademischen Freiheit.
- d) Recht des Studenten auf freie studentische Presse.
- e) Recht des Studenten, seine Freiheit zu verteidigen, indem er sich jeder Beschränkung widersetzt, namentlich jenen, die sich auf politische, soziale, kulturelle, wirtschaftliche und ideologische Gründe stützen.
- f) Recht des Studenten auf Teilnahme an der Verantwortung, an den Entscheidungen und an deren Durchführung in allen Bereichen, die sich in mehr oder weniger grossem Ausmass auf die Universität und den Studenten beziehen.

Motion 2.4: Öffentliche Erklärungen im internationalen Sektor (diese Motion ist die eigentliche Grundlage für die Unterzeichnung von Resolutionen):

- in Anbetracht
- der Motion über die allgemeine Orientierung im internationalen Sektor des VSS, die ausdrücklich alle Formen der Unterdrückung verurteilt und von der GV des VSS in Neuenburg angenommen wurde,
- der Erklärung von Leysin und ihrer Definition verschiedener Formen der Unterdrückung (die Deklaration von Leysin ist ein Teil der heutigen Charta der Internationalen Studentenkonferenz),
- der Tatsache, dass erst kürzlich noch Studentenführer auf ungesetzliche Weise eingekerkert und verurteilt wurden, wird der Vorstand des VSS beauftragt,
- bei solchen Ungerechtigkeiten mit allen zu seiner Verfügung stehenden Mitteln zu protestieren,
- im besonderen Botschaften, welche das Missfallen des VSS kundtun, zu schicken.

Resolutionen der 12. ISC in Nairobi

Zuerst etwas Statistik: Die Konferenz hat 104 Resolutionen gefasst, 26 über Organisationsfragen der ISC und seiner verschiedenen Departemente, 38 über Programme der ISC, 8 über Publikationen und Pressefragen und 32 sogenannte politische Resolutionen, von denen 19 auf den Berichten der Research and Information Commission (RIC) basieren, die zu diesen Fragen z. T. sehr umfangreiche Arbeitsdokumente zusammengestellt hatte. Aber

auch zu den andern Resolutionen lagen meist verschiedene Arbeitsdokumente vor. Man kann also kaum behaupten, dass in jenen Fällen, in welchen ein RIC-Bericht vorlag, die Informationsfähigkeit nicht gegeben gewesen sei, denn diese Berichte beruhen auf eingehenden Studien eines RIC-Teams an Ort und Stelle und die wichtigsten Berichte umfassten oft bis 100 Seiten Dokumentationsmaterial, das seinerseits aus einer noch viel grösseren Anzahl

eine Ahnung bekam, wo die Meinung des Rates liegt: In Nairobi habe weniger Christoph Steinlin versagt, vielmehr haben sich deutlich die breiten Interpretationsmöglichkeiten der allgemeinen Grundhaltung gezeigt. Im folgenden Artikel erklärt Christoph Steinlin seine Handlungsweise.

Wenn im anschliessenden Artikel auch Emilio Modena (FGZ) gegen fgn Stellung bezieht, so wollen wir damit keineswegs die »unterschiedene Torverhältnis für irgendeine »Mannschaft« entschieden wissen, doch erachten wir mindestens das mit einem spanischen Studentenvertreter geführte Interview für bedenkenswert.

Beide Artikel beziehen sich unmittelbar auf den erwähnten Artikel von fgn: »Schlamassel im VSS.«

Unterlagen zusammengestellt worden war. An diesen Arbeiten haben sich auch Schweizer, wie John Fleuti und Heinz Egli, beides frühere Vizepräsidenten für Internationales des VSS, sowie Michel Renaud, Präsident des VSS vom Jahre 1962, beteiligt.

Beispiel Rhodesien

Eigentlich kam die Politik für uns nach vielen andern Fragen und nur insofern, als auch wir über die Richtlinien für die kommende Arbeit der ISC Stellung zu beziehen hatten. Denn viele Mitglieder der ISC – besonders aus den Entwicklungsländern – nehmen in ihren Ländern eine wichtige politische Stellung ein. Will die ISC mit ihnen zusammenarbeiten, so kommt sie nicht darum herum, klarzustellen, wie sie sich zu den verschiedenen Problemen stellt, auch wenn diese zum Teil politischer Natur sind. Kaum ein politischer Akt der letzten Zeit hatte auch für die Universität so unmittelbare Konsequenzen wie die einseitige Unabhängigkeitserklärung der Regierung Smith in Rhodesien. Sie war der Anlass zu zahlreichen Notverordnungen, welche die Zensur und sukzessive die Apartheid einführt, die freie Meinungsäusserung und die Versammlungsfreiheit einschränkt, Stipendien an politische Bedingungen knüpft und die akademische Freiheit an der Universität Salisbury so stark unterhöhlt, dass zahlreiche Dozenten das Land verlassen, wenn sie nicht ohnehin dazu gezwungen wurden. Diese Unabhängigkeitserklärung führte schliesslich in ihren Auswirkungen dazu, dass Polizeikräfte die Opposition in der Universität gewaltsam unterdrückten und dass Studenten, die sich gegen die Regierung aussprachen, von der Universität ausgeschlossen wurden oder in sogenannte »Restriction camps« verbracht wurden. Diese Umstände sind bei uns leider nur wenig bekannt. Ich hatte jedoch Gelegenheit, mit Entwicklungshilfeorganisationen, die in Rhodesien tätig sind, diese

Fragen zu untersuchen, und dabei wurden mir die studentischen Berichte Punkt für Punkt bestätigt.

Ist es unter diesen Umständen doch verwunderlich, wenn die Afrikaner diese Massnahmen gegen die Universität Salisbury in einen allgemeinen politischen Rahmen stellen? Kann man es ihnen verargen, wenn sie von uns eine Verurteilung der einseitigen Unabhängigkeitserklärung, welche den 10% Weissen die Herrschaft über Rhodesien sichert, verlangen und nach Sanktionen rufen? (Sanktionen hat ja übrigens auch der Bundesrat bereits beschlossen.) Die Resolution behandelt in ihrem Kern die Fragen der Grundrechte und der Universität. Diese Fragen stellt sie sodann in ihren politischen Zusammenhang. Weder die Schotten noch die Engländer haben etwas gegen diese politischen Aspekte der Resolution einzuwenden gehabt. Die Afrikaner haben einstimmig diese Resolution vorgeschlagen und mit allem Nachdruck vertreten. Ist es an uns, ihnen zu sagen, was in einer Rhodesien-Resolution stehen soll und was nicht? Die Resolution wurde schliesslich einstimmig angenommen. Nach fgn haben somit alle Nationalverbände der ISC (zu denen z. B. die Skandinavier, die Amerikaner und die Deutschen gehören) als ein »Chor der Unvernünftigen im internationalen Protestschrei mitgeheult.«

Der VSS hat dieser Resolution zugestimmt, weil ihre essentiellen Punkte einen direkten Bezug auf die Universität und die Studenten haben und weil wir in diesen Punkten ein Engagement des VSS befristeten. Sicher würde der VSS, wenn er selbst eine Resolution über Rhodesien fassen müsste, sich auf wenige Punkte beschränken und sie viel vorsichtiger formulieren, aber an der ISC wird eine Resolution nicht für den VSS, sondern für die ISC gefasst, und diese Stellungnahme kann immer nur ein Kompromiss zwischen verschiedenen Konzeptionen sein, der vielleicht niemandem ideal erscheint, der aber immerhin noch annehmbar ist.

Bei vielen andern Resolutionen war die Situation ähnlich. Für die VSS-Delegation stellte sich hier immer wieder die Frage, ob ein Resolutionsentwurf, der an sich berechtigt gewesen wäre, wegen einiger politischer Zusätze fallengelassen werden sollte oder nicht. In verschiedenen Fällen war jedoch auch für uns der Grad des noch tragbaren politischen Engagements überschritten, und wir haben uns infolgedessen der Stimme enthalten (z. B. Vietnam).

Es sei noch angefügt, dass der VSS am Schluss der Konferenz mit dem Stimmenmaximum in die 11 Verbände umfassende Kontrollkommission der ISC gewählt wurde. Dies ist vielleicht ein Grund dafür, dass sich der VSS im Widerstreit der Meinungen in einer für alle Verbände akzeptablen Mitte gehalten hat.

Christoph Steinlin
Vizepräsident für Internationales des VSS

Politisches Hexen-Einmaleins

»Mitheulen im internationalen Protestschrei... dieses Geschrei internationaler... Studenten-Politik...« »... das Mitheulen im internationalen... Studenten-Protestgeschrei...«

fgn scheint kein anderes Vokabular zur Verfügung zu stehen, sobald es darum geht, eine VSS-Unterschrift unter Solidaritäts- und Protestresolutionen des – wohlverstandenen westlichen – studentischen Dachverbandes zu setzen. Théodore Buss und Christoph Steinlin, Präsident, resp. Vizepräsident für Internationales des VSS, haben am jüngsten ISC-Kongress in Nairobi die Ungehörlichkeit begangen, sich unter anderem im Namen der Schweizer Studenten der Forderung nach Rückzug der britischen Besatzungstruppen aus Aden, nach Einführung der Demokratie im absolutistisch regierten Marokko und nach freien Wahlen in der endlich von den amerikanischen Interventionsgruppen geräumten Dominikanischen Republik anzuschliessen. Am bezeichnendsten für die Geisteshaltung des früheren KStR-Präsidenten ist jedoch der folgende Satz: »Ja es wurde sogar im Namen der Schweizer Studenten zur Anwendung von Gewalt (!) gegen die Regierung Smith in Rhodesien aufgerufen!« fgn macht aus seinem Herzen keine Mördergrube! Er ist offensichtlich – vgl. die zwei Ausrufezeichen – zutiefst darüber empört,

1. dass überhaupt internationale Resolutionen politischen Inhaltes unterschrieben werden;
2. dass jemand es wagen kann, dem (illegalen und extrem konservativen) Smith-Regime Gewalt anzudrohen.

Viel Feind, viel Ehr

Tatsachen gegen Meinungen:

1. Christoph Steinlin versucht mit wenig Glück, die vom VSS in Nairobi gemachten Fehler zu verteidigen. Die Tatsache, dass dort Meinungen im Namen der Schweizer Studenten vertreten wurden, die von diesen nie geteilt werden, ist aber einfach nicht wegzudiskutieren. Oder kann man etwa im Namen der Schweizer Studenten zum Palästina-Problem Stellung nehmen, von Grossbritannien die Anwendung von Gewalt in Rhodesien verlangen und die Regierung von Paraguay verdammen? Wo bleibt da die Meinungsfreiheit? Der Präsident der Fédération des Etudiants de l'Université de Neuchâtel (FEN) – ich zitiere bewusst einen Romand – schreibt dazu: »Die FEN verurteilt diese Haltung, welche sie als missbräuchlich betrachtet, ohne Vorbehalt.« (Tribune Universitaire No 7)

2. Was den Verfasser des »Hexen-einmaleins« betrifft: Viel Neues steht da eigentlich nicht drin. (Ausser vielleicht: Er liest tatsächlich auch die NZZ.) Er schimpft mich Gewerkschaftsfunktionär und lobt die Arbeit der »syndicalistes«: Sollte er vielleicht nicht wieder einmal etwas Französisch repetieren? Gehört übrigens der Numerus clausus an der Genfer Universität, als einziger der ganzen Schweiz, auch zum »Genfer Modell«? Er behauptet, ich verliere die Interessen meiner Auftraggeber aus den Augen. Dabei habe ich immer gerade wegen der Interessen meiner Auftraggeber mich für studentische Belange eingesetzt. Ich meine nämlich, die Auftraggeber eines studentischen Amtsinhabers seien immer noch die Zürcher Studenten und nicht Nasser, Nkrumah oder U Thant.

Am meisten beruhigt hat mich eine Kommilitonin, als ich ihr sagte, ich würde auch von dieser Seite heftig angegriffen. Sie sagte: »Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagern... zumal es wirklich nur Wespen sind.« Franz Germann

Die allgemeine Grundhaltung des VSS

- In Anbetracht der Tatsache,
- dass es die Aufgabe der internationalen Studentenorganisationen ist, die Interessen der Studenten zu verteidigen und zu fördern, sowie den Austausch der Ansichten und Erfahrungen zu begünstigen,
- dass die gegenwärtigen internationalen Strukturen der Studentenbewegung nicht in der Lage sind, diese Aufgaben zu erfüllen,
- dass es in seinen äusseren Beziehungen auch das erste Ziel der schweizerischen Studentenbewegung ist, die Interessen der Schweizer Studenten zu fördern und zu verteidigen, diese Rechte und Pflichten auf allen Ebenen, bei Behörden, bei internationalen Konferenzen und Kongressen aktiv zu verteidigen, ohne dabei auf politische Parteien, Konfessionen, Rassen und Einzelinteressen Rücksicht zu nehmen, sowie sich mit andern nationalen Verbänden auszusprechen,
- dass dieses Resultat nur durch die Diskussion der gemeinsamen, alle Studenten interessierenden Probleme geschehen kann,
- dass in der Tätigkeit der Schweizer Studenten den Prinzipien des gegenseitigen Verständnisses, der praktischen Solidarität und der Zusammenarbeit mit den andern nationalen Verbänden, und vor allem mit denjenigen der Entwicklungsländer der Vorrang zu geben ist,
- beschliesst der 45. Jahreskongress des VSS vom 2. bis 6. Dezember 1964
- die Anwendung der Grundprinzipien seiner Universität, Sozial- und Kulturkonzeption darzulegen, zu verteidigen und zu begünstigen so wie sie in den entsprechenden Grundsatztionen festgelegt sind,
- und beauftragt
- den Vorstand auf europäischen und aussereuropäischen Ebenen auf Universitäts-, Sozial- und Kulturfragen ein echtes Gespräch zwischen allen Nationalverbänden und allen nationalen Delegationen zu bringen,
- den Vorstand, die Grundrechte der Studenten, wie sie im Nachtrag dieser Grundhaltung definiert sind, zu verteidigen und sich jeder andern Stellungnahme über politische Probleme zu enthalten,
- den Vorstand, so weit wie möglich jede Art von Kontakten und Austausch, bilaterale wie auch multilaterale, voranzutreiben, da diese die beste Grundlage für die von uns gewünschte Diskussion bilden.
- Eingereicht durch VSETH und Genf, angenommen mit 15 Ja, 6 Nein, 5 Enthaltungen.

Fortsetzung Seite 11

EM 67



European Meeting 1967 5. bis 8. Januar 1967 in Rüschlikon

Vor und hinter den Kulissen

Die offiziellen Themen des Meetings waren:

1. Alte Strukturen und neue Funktionen der Universität. Die Beziehungen zwischen Berufsausbildung, Wissenschaft und Erziehungssystem.

2. Das politische Mandat eines Studentenverbandes.

Unter dem ersten Thema wurden die Probleme behandelt, die sich zurzeit jeder Hochschule stellen: Die gewaltige Zunahme des Wissensstoffes und die damit verbundene Strukturänderung der Universität, die Spezialisierung, die Reform des Hochschulunterrichts auf der einen Seite, die massiv gestiegenen Studentenzahlen und der Mangel an Dozenten, Assistenten und Gebäuden auf der anderen Seite, endlich die Zunahme der für die Universität aufzuwendenden Geldmittel. Obwohl dieses Thema nicht direkt politischer Natur war, zeigten sich auch hier die unterschiedlichen Weltanschauungen schon deutlich. Am auffälligsten vielleicht in der Frage eines Vertreters von FDJ Ostdeutschland nach der »Erziehungs- und Ausbildungsdoktrin«, nach der an unseren Universitäten unterrichtet wird! Man sah deutlich, wie in den kommunistischen Staaten die Hochschule rein ideologischen, politischen und wirtschaftlichen Zwecken dienstbar gemacht wird.

Dass selbst die Studentenverbände der Oststaaten lediglich der verlängerte Arm des Regimes sind, wurde vor allem anhand des zweiten Themas überdeutlich. Hier blühte nun allerdings Politik in Reinkultur. Bei den kommunistischen Verbänden spiegelte die Haltung der Delegierten bis ins Detail diejenige des Staates. Ein Delegierter von UASR Rumänien sagte mir, das Hauptziel ihres Verbandes und ihres Staates sei die Auflockerung der Blöcke, um die Unabhängigkeit des Landes zu erreichen. ZSP Polen reagierte mit seismographischer Ueberempfindlichkeit auf die Erklärungen von VDS Bundesrepublik Deutschland. FDJ Ostdeutschland ritt unermüdet auf dem Problem des Neonazismus und der NPD in der Bundesrepublik herum, immer betonend, dass es in der DDR keine Spur von Neonazismus und Faschismus gebe. Ein Problem, auf das noch zurückzukommen sein wird.

Dass die Delegationen der westeuropäischen Verbände nicht auf die Politik ihrer Regierungen eingeschworen sind, zeigte sich daran, dass die spanischen Delegierten unter Decknamen am Meeting teilnahmen, um bei ihrer Rückkehr nicht von der Universität exmatrikuliert und von der Polizei ins Gefängnis geworfen zu werden. Die Vertreter von UNEF Frankreich erwiesen sich als extreme Marxisten und Kommunisten

Sigi Widmer spricht Russisch – das Schlusscommuniqué kommt nicht zu stande – die Pressekonferenz misslingt. Das »weiss man« vom EM 67, das nach Warschau 1965 und Helsinki 1966 nun Zürich beherbergt hat.

Rund siebzig Delegierte aus 27 europäischen Ländern, Mitglieder der ISC und der JUS, wollten – ohne Rücksicht auf Ideologie, Politik und Mitgliedschaft in den beiden grossen Verbänden – miteinander diskutieren. Um die

reinsten Prägung. Sie waren es auch, die fast am lautstärksten danach schrien, im Schlusscommuniqué müsse unbedingt die schärfste Verurteilung der amerikanischen Politik in Südvietnam erfolgen und sei die sofortige Einstellung der Bombardierungen im Norden wie auch der Aggression im Süden und der Rückzug der amerikanischen Streitkräfte aus Vietnam zu fordern. Beim Gedanken an die erforderliche Einstimmigkeit des Schlusscommuniqués begann man leicht zu zweifeln. UNEF war oft extremere als manche Delegation Osteuropas. Diskutierte man mit den französischen Delegierten über soziale Probleme der Studenten, so hörte man endlich einmal die Argumente mancher welscher VSS-Sektionen in ihrer Originalfassung.

Als ich den Vertreter von OeF Österreich bei einem Kaffee auf den

Neonazismus in Oesterreich und vor allem unter den Studenten ansprach, zeigte er sich heilfroh darüber, dass bis jetzt nur VDS in die Schusslinie geraten sei.

Es waren überhaupt diese privaten Diskussionen, die fruchtbar waren, am Rande des Meetings, in der Bar, beim Essen, auf den Exkursionen. Es ist dies eine Erfahrung, die man an jedem internationalen Treffen macht. Die erfahrenen Hasen wissen denn auch, dass man hier erspriessliche Kontakte knüpfen kann, und meiden den Verhandlungssaal, wann immer es geht. Wer es dann trotzdem noch fertigbringt, immer im Bild zu sein, was im Saal läuft, und immer im entscheidenden Moment doch dort ist, gehört zu den Insidern. Dazu war das Gottlieb-Duttweiler-Institut geradezu ideal:

Kongressatmosphäre: Duft der grossen weiten Welt

Vor dem Institut im Park »Im Grüene« flatterten die bunten Fahnen in der Bise, die über den Zürichsee blies. Obwohl die Albanier nicht gekommen waren und auch UNURI Italien nichts von sich hören liess, reichten die Fahnenstangen nicht aus. Dies löste schon eine Reihe politisch heisser Flaggenprobleme. Trat man in die Eingangshalle, flutete einem aus dem Lautsprecher bereits sanft entgegen, was im Verhandlungssaal gesprochen wurde. Hier konnte man denn auch mit den alten Routiniers zusammensetzen und plaudern, beide immer mit einem Ohr am Lautsprecher, beide wie zufällig aufstehend und in den Saal schlendern, wenn es dort interessant oder gar heiss zu werden versprach.

Hier sass nun die Delegierten, die Kopfhörer an den Ohren, das Mikrofon vor sich, Akten und Notizen ordnend, Aproz und Bier trinkend, eifrig rauchend: die Atmosphäre der Studentenkongress, wie sie im Buche steht. Ueber dem Ganzen der Verhandlungsleiter – jedes Votum beginnt und endet mit dem traditionellen »Thank you, Mr. President« –, neben ihm der Operateur der Lautsprecher- und Simultanübersetzungsanlage, in ihren Kabinen die hübschen Dolmetscherinnen, müde bis zum Umfallen. Die Simultanübersetzung leistete hervorragende Dienste. Jedes Votum wurde direkt ins Englische, Französische und Russische übersetzt. Deutsch sprachen nur die beiden deutschen Delegationen, die Oesterreicher und, abwechselnd mit Französisch, die Schweizer. Man nahm auch für Französisch und Englisch gern den Kopfhörer, um alles deutlich mitzubekommen. Sozusagen ausnahmslos wurde zum Kopfhörer gegriffen und an den Knöpfen gedreht, wenn der Vorsitzende sagte: »Now I give the floor to the Students

Council of the Soviet-Union.« Da nur eine einzige Dolmetscherin Russisch verstand und sprach, übersetzte sie ins Englische, während eine zweite vom Englischen ins Französische übersetzte. Dieser Transit führte zu den erheiterndsten Szenen. Dass etwas Wichtiges gesagt wurde, merkte man zuerst an begeisterten zustimmenden osteuropäischen Delegationen, die Russisch verstanden, zwei Sekunden später unmutiges Kopfschütteln bei der Mehrheit der Westeuropäer: die englische Uebersetzung war angekommen, nach einer weiteren Sekunde Zustimmung auch bei jenen andern, welche die französische Uebersetzung mithörten; die Sache war durch. Man bemerkte übrigens, dass einer der russischen Delegierten laufend die Englischübersetzung mithörte und sofort eingriff, wenn ihm etwas an der Uebersetzung nicht passte. Man hörte dann im Kopfhörer Diskussionen über Sprachprobleme in Russisch zwischen Delegation und Dolmetscherin, leider ohne etwas zu verstehen.

Duell der beiden Grossen

Substantiell war aus den Ausführungen der sowjetischen Delegation wenig herauszuholen. Zuerst kam ein allgemeines Geplätscher über die Aufgaben der Universität im allgemeinen und der Studentenschaft im besonderen, gefolgt von einem Lob auf gegenseitige Kontakte, vor allem durch die studentischen Reiseorganisationen – man war schon versucht, etwas an die Bar zu gehen, da schlug es plötzlich um: Eine heftige Attacke auf die amerikanische Vietnampolitik, gefolgt von der unbedingten Forderung nach einer Verurteilung der USA im Schlusscommuniqué, Stopp der Bombardierungen, Rückzug der Truppen etc. Nach Schluss des sowjetischen Votums war mässiglich gespannt auf die Reaktion. Und hier erfolgte nun der klassische Angriff von NUSEWNI England mit den brühten beiden Fragen, die blitzschnell auch in die Kulissengespräche drangen: »Gibt es irgend etwas an der Politik der sowjetischen Regierung, mit dem der sowjetische Studententrat nicht einverstanden ist?« Die sowjetische Delegation geriet in heillosen Verwirrung und konnte kein Beispiel nennen. So klar kam es kaum einmal zutage: Die Studentenschaft als Werkzeug des Regimes! Die zweite Frage knüpfte an eine Erklärung des sowjetischen Delegationschefs am letztjährigen Meeting in Helsinki an, in der die sowjetischen Kernwaffen als für die Erhaltung des Friedens notwendig, als »peaceful bombs« bezeichnet wurden, und lautete etwa so: »Glauht

übliche Blockbildung und das entsprechende Propagandagerede zu vermeiden, ist die Presse jeweils ausgeschlossen.

Ist das EM 67 gelungen, hat man sich so gefunden, wie man dachte? Wer weiss darüber besser zu berichten als Franz Germann? Wie in »internationaler Politik« gemacht wurde, anders als es in Nairobi (siehe S. 6) geschah, konnten wir nun in Rüschlikon aus nächster Nähe beobachten.

der Vertreter des sowjetischen Studententrates nicht, dass möglicherweise auch im Westen »peaceful bombs« hergestellt werden, dass die friedenserhaltende Wirkung der Bomben nicht von der Herstellungsfirma abhängt?« Die Antwort erzielte einen grossen Heiterkeitserfolg: Es könne nicht überprüft werden, ob diese Erklärung vor einem Jahr tatsächlich abgegeben worden sei. Sollte dies aber wirklich der Fall gewesen sein, dann bestimmt in privatem Rahmen, spät am Abend, bei den grossen Verbrüderungsszenen nach viel Whisky und Wodka.

Es war überhaupt ein Vergnügen zuzusehen, wie die Briten sich schlugen. Da NUSEWNI England nicht alles allein machen konnte, wurden die Engländer von SUS Schottland abgelöst; die Schotten setzten sich mächtig ein. Als ich am Samstag den grossen blonden Chef der schottischen Delegation an der Bar mit »You look tired« begrüßte, schaute er mich abgekämpft an und sagte: »I am tired!« Im Verlauf der Debatte machte eine osteuropäische Delegation den Kapitalfehler, die englische Delegation auf die Verantwortung Grossbritanniens als Koprsäsident der Genfer Konferenz von 1954 hinzuweisen. Blitzschnell forderten die Schotten die Erwähnung der Genfer Abkommen im Schlusscommuniqué, worauf die kommunistischen Delegationen dreimal leer schluckten. Besonders die Sowjets standen da plötzlich »offside«, da natürlich jedermann wusste, dass es da noch einen zweiten Koprsäsidenten gibt, der nichts tut, um seine Verpflichtungen zu erfüllen.

Obwohl sich auch NSR Holland und die Skandinavier glänzend schlugen, machten die westeuropäischen Verbände eine gelegentlich schwachen Eindruck in diesen hochpolitischen Debatten, da ihre Verbände entsprechend der Meinungsfreiheit ihrer Mitgliedsektionen keinen Auftrag hatten, in so rein politischen Fragen im Namen der Studentenschaft Stellung zu nehmen. Ganz im Gegenteil natürlich die Kommunisten und UNEF Frankreich. So kam es zu den amerikanischen Aggression und Bombardierungen die Rede war, deren sofortiger Stopp gefordert wurde, während kein Mensch auch nur die Möglichkeit in Betracht zog, dass eventuell eine Infiltration und Subversion von Nordvietnam im Süden dieses geplagten Landes existieren könnte.

Neonazismus in Deutschland

Raffinierter war das Vorgehen der Westeuropäer, als FDJ Ostdeutschland unermüdet auf dem Neonazismus und der NPD in der Bundesrepublik herumritt und eine Untersuchungskommission über neonazistische Umtriebe in Westdeutschland vorschlug, mit dem Hinweis, in der DDR gebe es dies selbstverständlich nicht. Man verzichtete darauf zu antworten, Neonazismus und Faschismus seien ja nur eine Spielart des Totalitarismus, und damit sei man in der DDR ja reichlich versorgt. Der Vertreter der ISC schlug eine gemeinsame Untersuchungskommission mit der IUS vor, die das Wiederaufleben des Nazismus sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR untersuchen solle – ein Vorschlag, der von der ISC schon lange gemacht und von der IUS dauernd abgelehnt worden war. FDJ erklärte sich einverstanden in der sicheren Ueberzeugung, VDS Westdeutschland werde diesen Vorschlag ablehnen, weil mit ihm möglicherweise die Theorie der zwei deutschen Staaten anerkannt sei. Man sah eine ganze Reihe belämmertes Gesichtes, als VDS er-

klärte, mit diesem Vorschlag einverstanden zu sein. Da FDJ so weit vorgeprellt war, blieb dem Vertreter der IUS nur noch übrig, mit sauersüßer Miene mitzuteilen, man werde im Vorstand der IUS diesen Vorschlag prüfen. FDJ war übrigens jene Delegation, mit der auch im privaten Gespräch keine gelockerte Diskussion möglich war, sie waren immer offiziell und eisern auf der Parteilinie.

Kein Schlusscommuniqué

Inzwischen hatte die Pressekonferenz begonnen. Man konnte den Journalisten lediglich mitteilen, das Meeting sei zurzeit daran, sich auf ein Communiqué zu einigen, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu erwarten. Die meisten zogen erobert ab. Zwei Unentwegte begaben sich in die Bar und begannen die Zeit mit Trinken totzuschlagen. Im Saal hatte man sich zwar schon weitgehend geeinigt, bis man zum Vietnamproblem kam. Es kam zu einem erbitterten Ringen über die Frage, wie die amerikanische Aggression verurteilt, früher als in zwei Stunden sei aber kein Text zu

...Denn die Zukunft ist durchaus gestaltbar

Zum Buch von Hans Tschäni: Profil der Schweiz, ein lebendiges Staatsbild

Von Toni Lienhard

Es ist zu schreiben von einem Buch, das ein uns allen mehr oder minder unbekanntes Thema behandelt: die Schweiz, enger gefasst: die politische Schweiz. Ein uns bekanntes Thema? Natürlich sollten wir informiert sein über die Einrichtungen unseres Staates, das politische Instrumentarium unserer halbdirekten Demokratie, in welcher schon eine Information von Hans Tschäni – beispielsweise die Sölothurner 1961 pro Monat einmal an die Urnen gerufen worden sind und im Kanton während des ganzen Jahres 2,5 Millionen Stimm- und Wahlzettel braucht wurden. In wohl keinem Land der Welt hat der Bürger so oft so viel zu sagen in der Politik; man würde meinen, da müssen die Bürger ja informiert sein über ihren Staat.

Das Nichtwissen herrscht

Sie sind es nicht. Das Nichtwissen herrscht. Eine Strassenumfrage des Fernsehens, durchgeführt in der Bundeshauptstadt Bern vor dem Bundeshaus Ende 1966, zeigte es krass: Von den vielen Befragten wusste einer (!) genau zu sagen, wie in der Schweiz ein Bundesrat gewählt wird. Wie viele Studenten wüssten es? Und wenn die Fragen so simpel nicht sind, Hand aufs Herz, wer könnte im Augenblick die Kompetenz eines Schweizer Parlamentariers umschreiben, und wenn er es könnte, wüsste er die Einzelintellektuelle, die Motion, das Postulat, die Interpellation, die Kleine Anfrage, die Dringliche Kleine Anfrage voneinander zu trennen? Wer könnte im Moment unterscheiden zwischen den Kompetenzbereichen von Kantonen und Bund? Und so weiter. Allerdings: die Politik ist hierzulande selten spektakulär. Es wird viel vorgekauft. Auch ist gerade durch den schweizerischen Föderalismus das Geflecht der Machtverteilung so kompliziert, dass es kein leichtes ist, sich in die politischen Gegebenheiten einzuarbeiten. Hans Tschäni, seit 6 Jahren Inland-Redaktor beim »Tages-Anzeiger« Zürich, macht nun mit seinem Buch den Versuch, die politische Schweiz heute und hier so darzustellen, dass sie interessant und lesenswert wird. Dazu war einiges nötig.

Information und Kommentar

Beispielsweise: Das »Profil der Schweiz ist zugleich Information über die Eidgenossenschaft und ihre politischen Einrichtungen wie auch Erklärung, Kommentar und Weiterführung dieser Information. Das könnte verwirrend sein, ist es aber nicht, weil Tschäni nicht als politischer Autor, sondern als Journalist auftritt. Als solcher kennt er das Obligatium der redlichen Journalistik, die Information vom Rest zu trennen: So fällt uns an seinem Buch als erstes die straffe Ordnung in diesem Sinne auf.

Jedes Kapitel beginnt mit einer Einführung, es folgen die informativen Abschnitte, und am Schluss der Kapitel sind die Kurzkommentare zu finden. Ja die Trennungen gehen noch weiter: Tschäni verfügt über viel journalistische Erfahrung, als dass er nicht wüsste, wie meinungsanfällig, wie zufalls- und personenbedingt Information sein kann (schon in der Auswahl und Titelgebung); so trennt er die informativen Teile der einzelnen Kapitel-Abschnitte nochmals. In einem grösseren Schrifttypus gedruckt finden wir das, was als absolut objektive Wissensvermittlung über die Tatsachen gelten kann, in einem kleineren Schrifttypus folgen die Detailinformationen. Hier wird durch Beispiele erklärt, hier ist die vorherige Information in den geschichtlichen Bezug gestellt, wo es sich als notwendig erweist, hier wird der Unterschied zwischen dem gesetzlich oder sonst verbindlich geregelten Zustand auf der einen Seite und dem eigentlichen Ist-Zustand oder sogar kritisch angeregten Soll-Zustand auf der andern Seite herausgearbeitet.

Todesurteil über Schaffhausens Füchse

Ein Beispiel dazu: Im Kapitel 3 »Die Feinmechanik des Föderalismus« wird unter dem ersten Abschnitt »Was ist der Bund, was tun die Kantone« in rein informativen, grösser gedruckten Teil kurz und bündig mitgeteilt: »Teilung der Kompetenzen – Artikel 5 der Bundesverfassung bestimmt: 'Die Kantone sind souverän, soweit ihre Souveränität nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist, und über alle solche alle Rechte aus, die nicht der Bundesgewalt übertragen sind.' Der Bund besitzt also nur jene Rechte, die ihm die Verfassung, auf Kosten der Kantone zugeteilt hat; nur durch Verfassungsrevisionen kann er neue Kompetenzen erhalten.«

Im folgenden, kleiner gedruckten Teil steht zuerst ein Beispiel: Das »Todesurteil über Schaffhausens Füchse«. Nach Artikel 69 BV ist der Bund befugt, »zur Bekämpfung übertragbarer oder stark verbreiteter oder bösartiger Krankheiten von Menschen und Tieren gesetzliche Bestimmungen zu treffen«. Gegen die »Begasung« der von Tollwut befallenen Füchse im Frühjahr 1965 konnten also beispielsweise die Jäger des Kantons Schaffhausen mit einer Motion im kantonalen Parlament nichts unternehmen, der Kanton hatte nur die Anweisungen des Bundes ausgeführt. Tschäni gibt auch gleich die Begründung zu jenem Artikel 69 BV: »Epidemien halten sich nicht an Kantons- und Landesgrenzen.« Und seine Geschichtete »Das hatte das Schweizer Volk schon 1913 eingesehen, als es den Artikel 69 in die Bundesverfassung aufnahm.«

Es folgen weitere Informationen und Beispiele zur Kompetenzaufteilung Bund/Kantone und die restlichen Abschnitte des Kapitels: »Der Bund als Unternehmer und Verwalter«, »Die Milizarmee – das Heer der Bürger« sowie der Schlusskommentar »Marsch zum Zentralismus«, in welchem das Problem des Föderalismus zur Sprache kommt. Seine letzten Sätze: »Dieser Trend (dem Bund immer mehr Aufgaben aufzubürden, welche früher von den Kantonen ausgeführt wurden) ist eine Gefahr für das in der Verfassung vorgeschriebene Staatsgefüge. Er lässt sich aber nicht mit Abwehrmassnahmen aufhalten, sondern – wenn überhaupt – nur mit einer schweizerischen Politik der Kantone, das heisst durch neue Lösungen im praktischen Föderalismus.«

Das beliebig gewählte Kapitel 3 gliedert sich so in 1 knappe Seite Einführung, 7 Seiten Grossgedrucktes, 19 Seiten Kleingedrucktes, 1 Seite Schlusskommentar und dazu noch 9 Seiten graphische Darstellungen, die

nicht wegzudenken sind, weil sie in Kürze informieren, wo Sprache langfähiger werden müsste. Genau gleich konzipiert und ähnlich in den Proportionen sind die 14 anderen Kapitel des Buches. Wir finden dabei zum Teil Tabellen und Graphiken, die in ihrer Art bisher nicht existierten und hinter denen eine ungeheure Arbeit steckt, so etwa diejenigen, welche von »Initiative und Referendum in den Kantonen«, von den »Volksvertretungen in den Kantonen« und von der »Zusammensetzung und Wahl der Regierungen in den verschiedenen Kantonen« berichten.

In welchem Sinn und Geist?

Es stellt sich nun die Frage, in welchem Sinn und Geist alle jene Teile des Buches geschrieben sind, welche über die reine Information hinausgehen. Als erstes ist der Ausgangspunkt von Tschänis Darlegungen zu erwähnen. Er heisst: Gegenwart. Den Voraussetzungen zur heutigen politischen Schweiz, der Geographie und Geschichte, sind knapp 30 Seiten (von insgesamt über 450) gewidmet, dann fängt's an mit 1966, das heisst mit der Bundesverfassung, wie sie heute eben noch gültig ist. Von Fall zu Fall erklärt Tschäni die Gegenwart mit den geschichtlichen Ereignissen durch das ganze Buch hindurch, aber Ausgangspunkt wird die Vergangenheit nie.

Und das Überraschende geschieht: Man ist sich nach der Lektüre des Werkes vielleicht in grösserem Mass der geschichtlichen Bezogenheit unserer staatlichen Einrichtungen bewusst geworden als nach dem Lesen einer Schweizer Geschichte, die irgendwo nach dem Ersten Weltkrieg stoppt. Wird etwa berichtet von den Abmachungen, welche es dem Bund gestatten, auf dem Kantonsterritorium Bern zu residieren, oder von den Gemeinden, die heute noch in Talgemeinschaften eine eigene Gerichts-

barkeit besitzen (Andermatt, Hospental, Realp), so ist der direkte Bezug Geschichte/Gegenwart von letzterer her da.

Welche politisch grundsätzliche Haltung gegenüber der Eidgenossenschaft hier und jetzt zeigt sich nun aber im weiteren?

Ein Kapitel behandelt unter dem Titel »Von der Freiheit zur Gerechtigkeit« den Werdegang des Verhältnisses Staat/Wirtschaft in der Schweiz. Die absolut liberale Einstellung der Jahre um 1848 ist verlorengegangen: »Schwindend der Handels- noch Gewerbefreiheit ist ein Abschnitt überschrieben. Der Wohlfahrtsstaat, zu welchem sich die Schweiz entwickelt hat und noch entwickelt, bescheidet Freiheiten zugunsten der Gerechtigkeit. Wichtigster Schritt dieser Evolution: 6. Juli 1947, Annahme der sogenannten Wirtschaftscharta durch das Volk, welche dem Bundesrat die Vollmachten gaben, diesen Aderlass der Freiheit zu verankern. Tschänis Kommentar zu der Entwicklung endet mit den Sätzen: »Wie wird es nun weitergehen? In welcher Richtung werden die freigewordenen Kräfte unserer dynamischen Gesellschaft drängen? Wird nun die Sozialpolitik erweitert und zu einer Gesellschaftspolitik werden? Wird sie den Versuch wagen, von dem Richard F. Behrend sprach, an einer humanen Gesellschaft zu arbeiten?«

Tschäni hält sich zurück und beurteilt nur faktisch Beurteilbares, spekuliert nicht, sondern zeigt Möglichkeiten auf. Doch am Schluss des zitierten Kommentars folgt noch ein Satz, der beinahe als »Glaubensbekenntnis« ausgelegt werden darf: »Denn die Zukunft ist durchaus gestaltbar.«

»Positive« oder »negative« Haltung?

Dieser Satz und viele ähnliche Sätze zeigen die Haltung Tschänis: sie ist weder grundsätzlich »positiv« noch grundsätzlich »negativ«, sie ist auch nicht in traditionellerweise zur Verfügung stehenden Weltanschauungen der schweizerischen (partei)politischen Kräfte erfassbar. Tschäni informiert, analysiert den Informationsgegenstand nach Gründen mit Hilfe der Geschichte, nach »beurteilt nicht erklärbare Eigenheiten mit Hilfe eines langjährig erworbenen Kenntnis von Unterschieden zwischen Geregelterm, eigentlich Vorhandenem und Wünschbarem (gewünscht, aber faktisch nicht ganz erreicht) oder schon in den Regeln, heissen diese nun BV oder Gesetze). Dann wagt er ab, beurteilt Möglichkeiten der Zukunft nach dem Grundsatz, dass eben diese Zukunft durchaus gestaltbar ist.

Beispiele für die Gestaltbarkeit bietet ihm die heutige Schweiz genug, denn sie ist zu einem grossen Teil gestaltet von Menschen früherer Zeiten, welche ebenfalls an ihre Gestaltbarkeit glaubten. Wissen um den Gegensatz zwischen ihrem Wollen und dem, was endlich herauskam in unserer Gegenwart, bescheidet Tschäni sich und verzichtet auf ein Programm. So bleibt es (vielleicht ein Schlüssel zum Verständnis seiner Idee zum Buch) auch noch informiert, wo die Möglichkeiten der Zukunft objektiv liegen kann. Er kritisiert und programmiert nicht: So und so kann gerettet werden. Er sagt: So und so ist es, darum und deswegen ist es so, das und das hat sich bewährt, jenes nicht oder noch nicht; und dann: hier und dort liegen Möglichkeiten.

In seinen Kommentaren (Kommentare journalistisch betrachtet) wird keine bestimmte Haltung ersichtlich, es sei denn, man betrachte die konsequente Fortführung der (ebenfalls journalistisch betrachteten) vorangehenden Information als solche: er informiert hier nicht mehr über das Vorhandene, sondern das Mögliche. Man kann das ebensogut versuchte »Objektivität« wie auch »Standpunktslosigkeit« nennen.

Eher ungewohnt

So oder so genannt, der Ausgangspunkt – zeitlich: Gegenwart, ideell: »Objektivität«, »Standpunktslosigkeit« ist für den jeweils mit vielen Vorurteilen beurteilten Gegenstand »Schweiz« ebenso ungewohnt wie die Methodik. Das eine ist aber ohne das andere nicht möglich, das eine bedingt das andere. Gleichzeitig zu informieren (wie es sich beim herrschenden Nichtwissen des Schweizer Bürgers über seinen Staat aufdrängt), den Informationsgegenstand zu analysieren und Möglichkeiten der Zukunft aufzuzeigen, ohne dabei ins Subjektive abzugleiten, ist nur mit der beschriebenen, konsequent »trennenden« Methodik möglich.

Ueberzeugend, doch manchmal gefährlich

Diese Verflechtung des für den Gegenstand Ungewohnten in Ausgangspunkt und Methodik hat ihre überzeugenden Seiten, aber auch ihre Gefahren. Die überzeugenden Seiten wurden geschildert. Die Gefahren beginnen dort, wo die »Objektivität« sich ihrer »Standpunktslosigkeit« bewusst wird und – im Wissen um ihre zumindest für Schweizer ungewohnte Art – Angst hat, langfristig zu werden. Ein mit Leidenschaft geschriebener und mit aus subjektiver Analyse hervorgehenden Vorschlägen vollpackter Versuch, die Schweiz zu erkennen und zu verbessern, kommt leichter an, ist leichter zu lesen als eine leidenschaftlose, Objektivität suchende Bestandsaufnahme. So

sind für das zweite Mittel und Wege zu suchen, wie es doch interessant und leichter lesbar »gemacht« werden kann.

Im »Profil der Schweiz sind die Gefahren des »interessant-machens« zu meist umgangen, triumphiert das »Wie« nicht über das »Was«, erstens schon durch die Trennung von Gross- und Kleingedrucktem. Denn das eine tritt ohne jede Schnörkel und Originalität auf, das zweite lebt von unwahrscheinlichen Schatz des Autors an Beispielen, welche passend und packend sind, an Titeln, welche informativ und Interesse weckend sind. Vielleicht wird sich ein ausländischer Leser an Titeln



Hans Tschäni, von Beruf Inlandredaktor beim Tages-Anzeiger, vorher bei anderen Zeitungen tätig. Schon 1964 erreichte sein kleiner Staatsbürgerkurs »Kennen Sie die Schweiz?« im Tages-Anzeiger Aufsehen, jetzt tritt er erstmals mit einem Buch an die Öffentlichkeit.

wie »Der Kaiser auf dem Thron« (Kaiser = das souveräne Volk) stören oder einen Titel wie »die Violetten« nicht verstehen, wenn im laufenden Text der Zusammenhang zwischen dieser Farbe und der Heerespolizei nicht erklärt wird. Für geschichtswissenschaftlich gebildete Leser wird vielleicht das Vorhandensein des grossen Querschnitts durch die Gegenwart, ergänzt mit den vielen kleinen Längsschnitten zu Einzelhemmen (die eben oft nur Anhäufungen von gut lesbaren Beispielen sind), das Fehlen eines grossen geschichtlichen Längsschnittes nicht entschuldigend. Doch werden Ausländer und Geschichtswissenschaftler nur einen kleineren Teil jener Leserschaft bilden, die das Buch sucht.

Im ganzen besessen, bestechen doch die redliche Methodik Tschänis, die Information über das Gegebene von den Kommentaren (der Information über das Zukünftige, Mögliche) zu trennen, sowie sein eminentes Wissen in der Praxis, welches ihm erlaubt, jeweils zu jedem Thema die passende und interessierende Beispiel unter einem informativen und Interesse weckenden Titel zu finden. (Die Überschrift etwa zum Kommentar des Kapitels über die Bundesverfassung: »Zerzauste Ehrwürdigkeit.«)

Ein Buch auch für Studenten

Das Buch wird von den meisten Lesern als Wissensvermittlung über die Schweiz, als »lebendiges Staatsbild« verstanden werden. Es wird im Unterschied zu andern Büchern zum selben Thema wahrscheinlich als »interessanter« und vielleicht »objektiver«, sicher aber als leichter zu lesen empfunden werden.

Einem Studenten kann das Buch – neben der leider sicher ebenso notwendigen Information über die Schweiz – mehr bieten: den Einblick in die Werkstatt eines politischen Redaktors, der möglichst objektiv informiert, analysiert, kommentiert, d.h. über Möglichkeiten der Zukunft ebenfalls informiert, und dies alles neben- und miteinander, ohne einen bestimmten Standpunkt zu vertreten, ein Programm zu verkaufen, welches die gesuchte Objektivität verumöglichen würde. Statt dessen kann der Student hier, von einem Fachmann in seinem Thema untermauert, einen grundsätzlichen Glauben an die Gestaltbarkeit der Zukunft erfassen; jenen Glauben, den es – um den Kreis zu schliessen – als Impetus braucht, damit sich jemand der immensen Arbeit, ein solches Werk neben seiner täglichen Berufstätigkeit zu schreiben, widmet; jener Glaube, der es zustande bringt, dass der Autor das Engagement für sein Thema zurücktreten lässt, um dadurch leidenschaftslos und objektiv dem Thema, der Sache selbst mehr zu dienen.

»Profil der Schweiz, ein lebendiges Staatsbild von Hans Tschäni« ist Ende 1966 im Rascher-Verlag erschienen. Es ist äusserst sorgfältig ediert und in jeder Buchhandlung erhältlich und kostet 19.80 Fr.



Das Buch von Hans Tschäni ist nicht nur vom Inhalt her lesenswert, sondern auch graphisch eine Ausstattung her beachtenswert. Neben allen Tabellen und Graphiken wird jedes Kapitel noch von einer Photo eingeleitet. Hier das Bild zum Kapitel 10: »Die Gemeinde – Zelle der Eidgenossenschaft«. Es stammt, wie alle andern Photos, von Candid Lang.

Eusi Meinig

Dynamische Sozialdemokratie gegen immobilen Freisinn

Zwei Kongresse – zwei Welten

Die Sozialdemokraten und die Freisinnigen des Kantons Zürich haben ihre Kandidaten für die Regierungswahlen vom 9. April nominiert. Die Sozialdemokraten führten eigentliche Vorwahlen in ihren eigenen und Bezirksparteien durch. Während Monaten wurden die Mitglieder und die Öffentlichkeit über die im Rennen liegenden Kandidaten informiert. Der Parteitag, der die Kandidaten bestimmte, wurde in Anwesenheit der ganzen Zürcher Presse durchgeführt. Die Sozialdemokraten sind der Meinung, dass die Kandidatenauslese durch Parteikongresse der Vergangenheit ange-

hören müsse und dass die Öffentlichkeit das Recht besitze auch über die internen Vorgänge in den politischen Parteien orientiert zu werden. Damit sind die Parteien und ihre Funktionäre gezwungen, sich direkt mit der öffentlichen Meinung auseinanderzusetzen, womit die Beherrschung einer Partei durch kleine Komitees verunmöglicht wird.

Bei der Freisinnigen Partei ging es gerade umgekehrt. An einem Parteitag von dem weder Ort noch Zeit bekanntgegeben wurde, konnten die Delegierten über den einzigen von der Parteileitung vorgeschla-

nen Kandidaten abstimmen. Dieser wurde denn auch beinahe einstimmig erkoren. Die nicht-parteigebundene Presse war ausgeschlossen. Die Sozialdemokraten nahmen das »Risiko der Demokratie« auf sich und promt wurde ein nicht-offizieller Kandidat gewählt, der dann allerdings aus gesundheitlichen Gründen auf die Kandidatur verzichtete.

Dynamik gegen Dorfpolitik

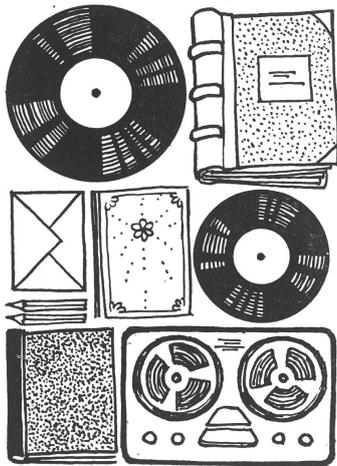
Der modernen Grundhaltung der Sozialdemokraten entsprechen auch ihre Kandidaten. Zum 44jährigen Juristen Dr. A. Bachmann kommt

der 42jährige Nationalrat Ueli Götsch. Beide sind Vertreter einer zwar sachlichen, aber zukunfts-gerechten Politik.

Der freisinnige Kandidat A. Mossdorf ist 55jährig, engagierter Gegner des Frauenstimmrechtes, des Flughafen-ausbau und ein guter Festredner. Er verkörpert den freisinnigen Dorf-politiker von gestern.

Damit entsteht die erfreuliche Situation, dass die Wähler zwischen zwei Konzeptionen und drei Männern auswählen können, zwischen der Politik von gestern und derjenigen von heute und morgen.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich



Schallplatten



Tonbänder



Juristische-Medizinische Skripten



Papeterie-Artikel

ZENTRALSTELLE
der Studentenschaft
der Universität

NEU:

Wir offerieren:
die erste

rötring

VARIANTSPITZE
0,1 mm nach VSM 10302
im Röhrchen-Tuschefüller

Was bisher unmöglich war –
wir haben es geschafft

Mit der »rötring« 0,1 mm VARIANT bieten wir Ihnen den höchsten Grad der Feinheit im Röhrchen-Tuschefüller. Damit haben Sie im System VARIANT das vollständige Programm aller Liniendicken von 0,1 bis 1,2 mm nach VSM 10302.

Ebenso leicht und sauber wie mit unseren Tuschefüllern 0,2 bis 1,2 mm zeichnen Sie jetzt auch mit der Liniendicke 0,1 mm.

VARIANT-Zeichengeräte sind im Fachhandel einzeln oder in Sets zu 3, 4 und 8 Elementen erhältlich.

GENERALVERTRETUNG:

KAEGI AG, Hermetschloosstrasse 77, 8048 Zürich, Telefon (051) 62 52 11

Unser Spezialgebiet ist

Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der
Schifflande 24 und an der Badenerstrasse 69
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich

Coca-Cola und *Coke* sind eingetragene Schutzmarken

...au eis...

Klar – auch eifel! Ein köstlich
kühles »Coca-Cola« natürlich!
Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser!
Und »Coca-Cola« – ja, das erfrischt richtig!

Für die Pause die Normalflasche,
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Der Akademiker findet seine Fachliteratur
auf den Gebieten

- ▶ Medizin
- ▶ Jurisprudenz
- ▶ Nationalökonomie
- ▶ Architektur

in guter Auswahl bei

Hans Raunhardt

INH. GERHARD HEINIMANN & CO.
Buchhandlung und Antiquariat
Gegründet 1890
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

Politisches Hexen-Einmaleins

Fortsetzung von Seite 6

dictu – Sitztreks und Demonstrationen organisieren. – So einfach ist das, wenn man seine Informationen nur aus der NZZ bezieht! Trotz der prinzipiellen Fragwürdigkeit einer Argumentation, die das politische Engagement der Studentenschaft der Zerrüttung von Recht und Ordnung gleichsetzt, lohnt es sich, auf die Ereignisse in Rom und Berlin etwas näher einzugehen, weil sich dabei sehr schön zeigen lässt, wie fgn mit verdächtiger Regelmässigkeit politische Elementarbefehle durcheinanderbringt. fgn verwechselt nichts weiter als Ursache und Wirkung: Nicht das politische Engagement der Studentenschaft in Berlin und Rom verhindert die Wahrung der unmittelbaren Studenteninteressen und führt auf dem Umweg der Radikalisierung zur Störung des Lehrbetriebes, sondern die spezifische gesellschaftliche Situation ihres Landes zwingt die demokratisch gesinnten Studenten zu immer engerem Umgang mit der Politik.

Das Genfer Modell

Stimmt dann wenigstens die weitere Behauptung, dass die »wirklich nützlichen studentischen Einrichtungen gerade bei den »politischen« Studentenschaften meist schlecht oder nicht funktionieren? Demnach müsste Genf als die sicher »politischste« Schweizer Studentenschaft in der »studentischen Politik« an letzter Stelle stehen. Interessanterweise hat aber gerade der Kanton Genf vor kurzem eine Stipendienordnung angenommen, die unter massgeblichem Einfluss der Genfer Syndikalisten zustande gekommen ist und die zum Beispiel endgültig die erniedrigende Bettellei, welche bei uns noch gang und gäbe ist, aus dem Stipendienwesen verbannt. Selbst so eindeutig syndikalistische Forderungen wie das »Examin automaticum« wurden realisiert – ist das etwa keine »studentische Politik«? – Wo immer man der politischen Argumentation fgn auf den Grund geht, stösst man auf eine bunte Mischung von persönlichen Vorurteilen, Ressentiments und Behauptungen. Darüber kann selbst der höchst lobenswerte Einsatz für studentische Einzelprobleme nicht hinwegtäuschen. Indem fgn diese aus dem allgemeinen politischen Kontext ausklammert, begibt er sich der Möglichkeit, sie in einer der herrschenden Misere angemessenen Art einer endgültigen Lösung zuzuführen. Seine Haltung ist derjenige eines im Amt ergrauten Gewerkschaftsfunktionärs zum Verwechseln ähnlich, der vor lauter Verbandsinteressen diejenigen seiner Auftraggeber aus den Augen verliert. – So wohl in der »grossen« als auch in der »kleinen« (hier: »studentischen«) Politik nimmt er damit den Stand eines verbesserten Konservativen ein.

Noch bleibt eine wichtige, gerade in Zürich immer wieder gestellte Frage zu beantworten, nämlich die nach dem Sinn von Protestresolutionen, Sympathieerklärungen und anderem »studen-

tischen Geschrei«. Dienen diese politischen Willenskundgebungen nur der Selbstbefriedigung einer Handvoll Nonkonformisten und Linksextremisten? Oder sind sie schlicht und einfach Zeitverlust? Im Grunde genommen heisst die Frage stellen sie beantwortet. Mir wenigstens kommt es moralisch höchst bedenklich vor, wenn man angesichts krasser Verletzungen der Menschenrechte wie der andauernden Vergewaltigung der spanischen Opposition oder angesichts offensichtlicher Kriegsverbrechen wie der systematischen Dezimierung der südvietnamesischen Zivilbevölkerung in den vom Vietnam kontrollierten Gebieten (vgl. NZZ Nr. 160/67, vom 14.1.67) die Frage nach der politischen Rendite stellt. Hier zu protestieren entspringt einem elementaren menschlichen Solidaritätsbedürfnis. Möglicherweise ist dies aber eine idiosynkratische Vorstellung, wird sie doch von »nützlichen Idioten« wie Sartre, Niemöller, Pauling vertreten... Jedenfalls ist das Protestieren oder nicht eine Frage, die jeder mit sich selbst auszumachen hat. Anders die Frage nach dem Wirkungsgrad internationaler Proteste. Ich habe sie einem Studentenvertreter gestellt, der wie kein zweiter berufen war, sie zu beantworten.

Spanien – ein Exempel

Ich traf Manuel P., den Delegierten des »Sindicato Democratico de Estudiantes de Expaña« (SDE), des gegen das Franco-Regime kämpfenden illegalen Studentenverbandes (vertritt bisher die Universitäten von Barcelona, St. Sebastian, Valencia, Bilbao und Navarra) anlässlich des »European Meeting« in der Gottfried-Duttweiler-Stiftung am 7. Januar 1967.

Frage: Viele Zürcher Studenten bewundern den Mut, mit welchem ihr dem brutalen Vorgehen der Polizei zum Trotz unbeirrt auf das Ziel einer unabhängigen nationalen Studentenorganisation hinarbeitet. Wie könnten wir euch dabei helfen?

Antwort: Am wichtigsten ist uns politische Hilfe, aber auch ein finanzieller Unterstützung wären wir froh, sei es in Form von Geldsendungen, die uns erlauben könnten, unsere Organisation zu verbessern und die Geldbussen zu bezahlen, mit denen uns die Regierung in die Knie zwingen will, oder sei es in Form von Stipendien für Kommilitonen, die von der Universität ausgeschlossen wurden.

Frage: Was verstehtst du unter »politischer Hilfe«?

Antwort: In erster Linie Aufklärung und Sensibilisierung der öffentlichen Meinung durch Artikel, Sympathiekundgebungen oder auch nur Protesteulogien.

Frage: Können internationale Proteste euch wirklich helfen?

Antwort: Aber sicher! Sie sind in zweifacher Hinsicht von grosser Hilfe. Ihr



müsst sie nur richtig adressieren: eine Kopie an die Botschaft in Bern, eine an die spanische Regierung und eine direkt an uns. Das Regime reagiert erfahrungsgemäss sehr empfindlich auf solche Aktionen und pflegt die Unterdrückungsmassnahmen wenigstens vorübergehend zu dämpfen. Für uns aber sind solche Botschaften aus der freien Welt von unschätzbare psychologischer Bedeutung. Stell dir nur einmal vor, wie das wirkt, öffentlich an einer von der Polizei eingekreisten freien Studentenversammlung vorgelesen...

Es steht zur Wahl

In diesem Gespräch fand ich übrigens auch die Antwort auf fgn's reichlich naive Frage, »warum eigentlich« sich das spanische Regime vor den Studenten fürchtet, die doch bloss ihre Verbandsfreiheit anstreben. Die eigentliche Wurzel des Konflikts ist darin zu suchen, dass die spanische Intelligenz nicht mehr bereit ist, sich durch das faschistische Korporativsystem weiter

zur politischen Impotenz verurteilen zu lassen. Sie sucht vielmehr bewusst den Brückenschlag zu den anderen Oppositionsgruppen in der Meinung, dass die spezifischen Studentenprobleme eng mit den allgemeinen politischen zusammenhängen. Innerhalb der offiziellen Studentenschaft, der »Association Professionale de Etudiantes« (APE), wäre es sehr wohl möglich, »studentische Politik« à la fgn zu betreiben. Aber damit würden sich die Studenten auf die Ebene reiner Standespolitik begeben, nicht mehr im Widerspruch zum Establishment stehen, ja sogar durch ihren Beitrag zum besseren technischen Funktionieren der Hochschule das Regime geradezu unterstützen. Ich zitiere den diesbezüglichen Passus aus der »Grundsatzklärung« des SDE Barcelona:

»Dieser Weg führt zu einer Institution blosser technischer Leistungen, die des Namens Universität unwürdig ist, weil ihr jegliche kulturelle, moralische, ideale und politische Perspektive fehlt... einer blossen Spezialistenfabrik zur Gewährleistung der Bedürfnis...

Unzeitgemässe Ueberlegung

Bruno Schärer hat es seufzend festgestellt (Wewo, 13. Jan.): »Das Gespräch über Emil Staiger ist ins Stadium der Anpöbele getreten.« Zum mindesten sporadisch. Motivforschung ersetzt die Kritik. Psychologie wird zum subtilen Kampfmittel. Reden wollen sie alle, vernehmen weniger.

Ich setze den Fall: Der ZS bringt einen Artikel pro Staiger. – Aha, die Herren Redaktoren haben Angst, beim Examen durchzufallen.

Ich setze den Fall: Der ZS bringt einen Artikel kontra Staiger. – Die wollen Zürcher Germanisten sein? Die haben ja keine Ahnung. Nichts verstanden. Linksinstruktion!

Ich setze den Fall: Der ZS bringt einen Artikel, der die allzu soliden Kategorien von »pro« und »kontra« übersteigt. – Snobs. Mittlerweile ist zwar schon das »Konzil für Germanisten« ausgerufen worden. In solchen Höhen fühlen wir uns aber doch noch unbehaglich. Man vergesse nicht: Wir sind noch jung – und möchten es ganz gerne bleiben. So bleiben wir einstens still und hören zu. Es ist lehrreich. Nicht nur was Literatur betrifft.

zur Gewährleistung der Bedürfnis... indem die studentischen Organe... zu blossen Unterhändlern von Studienplänen, Examensordnungen und andern technischen Fragen erniedrigt werden.«

Auf Schweizer Verhältnisse übertragen: Zur Wahl steht entweder der Korporativverband, wie ihn auch fgn anstrebt, der den Studenten in – irgendetwas – Establishment integriert, oder dann die syndikalistisch orientierte Studentenorganisation, die den Studenten als verantwortlichen Bürger der Gesellschaft versteht. Den letzteren Weg gehen die französischen Studentenschaften, die oppositionellen Spanien und nicht zuletzt der allgemeine deutsche Studentenverband (VDS). Er entspringt dem Wort des grossen italienischen Literaturhistorikers Francesco De Sanctis an die Zürcher Studenten, das auf der Amtskette des Rektors der ETH in Gold eingeprägt ist:

»Prima di essere ingegneri, voi siete uomini!«
Emilio Modena, Cand. med.

Notizen aus Schweden

Bericht eines unerschütterlichen Moralisten

Ueberhaupt mit dem Studium zu beginnen, offiziell Student zu werden ist alles andere als gemütlich – das lasse ich mir durch den Kopf gehen, mich in einem bequemen Fauteuil des Stockholmer Studentenheuses (o Zürcher Student, wie bist du zu bewundern in deiner Studie- und Unibar-Anspruchlosigkeit!) an der Mini-Ju-Parade schwedischer Studentinnen nicht wenig ergetzend, die Studentenzettel »Gaudemus mit der Schlagzeile »So liebt der schwedische Student« in der Hand. Da liefert man sich zunächst einmal einer mit einem ungeheuren Aufwand an Vervielfältigungen, Wegweisungen, Listen und Schematas arbeitenden Bürokratie aus, und tagelang treibt man völlig orientierungs- und hilflos in der Papierflut, ein von einer unzuständigen Amtsstelle zur andern gejagter, langsam, aber sicher die Nerven verlierender Noah, immer mit neuen falschen Adressen und Drucksachen versehen. Und wenn man dann endlich zu den einzelnen Instituten vorgedrungen ist, taucht man noch einmal – jetzt allerdings schon mit Gelassenheit – in die Flut von Studienplänen und Anweisungen.

Doch hier soll nun von der sensationellen Gaudemus-Nummer die Rede sein. In den Augen der interviewten Stockholmer Studentinnen – und nur eine kleine Zahl wurde interviewt – taugt der schwedische Student zwar als Eheemann (das Kindergeschrei in den Studentenheusern unterstreicht diesen Tatbestand, hingegen versagt er als Liebhaber auf der ganzen Linie. Lena, eine Literaturhistorikerin, zieht deshalb

einen Nichtintellektuellen vor: Mit ihm müsse man nicht erst stundenlang über Existentialismus diskutieren, bis man dann endlich auf metaphysischer Ebene das Liebesspiel einleiten könne. Die Kunsthistorikerin Marianne wiederum sagt jeder Doppelmoral unerbitlich den Kampf an: »Eigentlich sollte man überhaupt keine Umschweife machen. Wenn er mich heimbegleiten und bei mir eine Tasse Tee trinken will, sollte ich sagen – nein, ich will nicht mit dir ins Bett gehen, oder – okay, machen wir es miteinander. Denn darum geht es ja schliesslich, wenn er von einer Tasse Tee redet.« Britt hingegen berichtet von furchtbar »unbehaglichen Sachen«, die sie in Deutschland erlebte: »Ein fröhliches und offenes Mädchen, das zu seinen Handlungen steht und das es mit ein paar Burschen gehabt hat, ist abgestempelt. Das Gerade um sie kann schrecklich ungemütlich sein.« Ausländer sind als Liebhaber vorzuziehen – geht es dann aber ans Heiraten, dann sind die Schweden in der besseren Ausgangslage. Und die Begründung hierfür zeigt, dass auch die emanzipiertesten Schwedinnen noch an gewisse »mütterliche« Begriffe – wenigstens in der Ehe – glauben: Der Schwede sei nämlich zuverlässiger und treuer als der Ausländer.

Nur nebenbei sei auf den Anschlag hingewiesen, der am Tag nach dem Erscheinen des »Gaudemus« am Anschlagbrett des Studentenheuses hing: »In Tat und Wahrheit die Falschheit des in Gaudemus verbreiteten Gerüchtes, dass der schwedische Student ein schlechter Liebhaber sei, zu beweisen,

haben die Unterzeichnenden heute beschlossen, sich für den Beweis des Gegenteilis zur Verfügung zu stellen.« Worauf eine stattliche Liste von Namen (allerdings in meist unleserlicher Schrift) folgte!

Als Ausländer ist man übrigens ein beliebter Kristallisationspunkt für die Sex- und Moraldebatte, die in Schweden (immer noch) hohe Wellen schlägt. Die meisten Schweden sind sich in der Abschaffung der alten »Normen und Moralen« und der Etablierung der sozialen und moralischen Gerechtigkeit im privaten und öffentlichen Leben einig – und sind doch äusserst unsicher und befangen dabei. Was denkst du über den Wohlfahrtsstaat? Ueber die schwedischen Mädchen? Ueber unser Unterrechtssystem? Unsere sogenannte schwedische Moral? Wie treibt es die Jugend im Land der Tellen, Jodler und Käsevertiger? Und gerade Studenten sind dann bisweilen recht aggressiv: Wie gefällt es euren Frauen am Kochherd, ohne Stimmrecht? Wer kann bei euch studieren? Warum seid ihr nicht in der Uno?

Diese Fragen führen zu jenen endlosen Diskussionen, wo man schliesslich resignierend abbricht und feststellt, dass man nicht weiter ist als am Anfang. Indessen: die abgenutzten Geleise, in denen sich der Schweizer Student bewegt, wenn es darum geht, eine Anglistin oder Romanistin zu angeln: sie werden hier nicht mehr befahren. Alle jene ermüdenden, stereotypen Präliminarien wenn es überhaupt bei diesen bleibt – sind weitgehend abgeschafft, man verzichtet lieber aufs Kerzenanzünden, um nicht lächerlich zu erscheinen oder sich dem Verdacht auszusetzen, mit verlogenen-romanti-

schem Krimskras Effekte zu haschen (allerdings: die Augen der Schwedinnen strahlen heller als die der Zürcher Psychologiestudentinnen, wenn man ihnen Blumen schenkt: sie nehmen's weniger selbstverständlich). Wie steht es aber in Schweden tatsächlich mit der präntendierten Freiheit und Freizügigkeit? Mir will immer wieder scheinen: Die Formlosigkeit, unter der sich hier Liebessverhältnisse anbahnen, entwickeln und auch zu Ende gehen, das Geradeheraus-in-der-Liebe, das Ohne-Umschweife-und-Sentimentalitäten-auf-Ziel-Los: das ist zu einem Zwang, zu einer Norm geworden, welche die Freiheit ebenso einengt wie das konventionelle Schweizer Verhaltensmuster, in dem man sich über den Kaffee in der Unibar, den Konzertbesuch, die Flasche Beaujolais im vornehmen Weinklokal, den Tee mit einer einem völlig gleichgültigen Familie mühsam genug zu ein paar verbotenen, gefährdet-gehetzten Stunden auf dem Zimmer des Mädchens durcharbeitet.

Im Vorbeigehen sei noch die Anekdoten erwähnt, die mir Kerstin (studierende im Semester in Zürich) berichtete. Sie wurde ein paarmal von einem Justizstudenten ausgeführt, der sich ganz schweizerisch um sie bemühte. Dabei war sein einziges Gesprächsthema sein bis dato unglückliches Verhältnis zum schwachen Geschlecht: Immer und immer wieder wurde er am Seil heruntergelassen, vorn und hinten betrogen und Mal für Mal unglücklich gemacht. Trotzdem habe er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, so sagte er beim vierten Treffen (wir sind bei der Flasche Wein), und: »Jetzt, liebe Kerstin, kennst du mein Leben, mein Pech – wir sind soweit... Jetzt können wir – das

Liebesspiel einleiten.« Sagte es und legte resolut den Arm um sie!

Und warum nicht gerade noch die schwedische Liebesgeschichte, die mir ein bösartiger Schwede berichtete und die zwar nicht stimmt, trotzdem aber einen nicht ganz unwarharen Kern hat: Eine geschmackvoll eingerichtete Wohnung, recht klein, im siebenten Stockwerk eines Stockholmer Vorortes. Einträchtig sitzt das junge Paar vor dem TV. Das Idyll wird vom Interviewer unterbrochen: »Vor einem Jahr habt ihr euch kennen und lieben gelernt?« – »Ja, so lange ist es wohl her, seit wir zum ersten Mal miteinander ins Bett gingen... Man braucht das schliesslich für eine ausgeglichene Gesundheit.« – »Und dann seid ihr zusammengezogen?« – »Natürlich, es kommt ja viel billiger zu zweit... Ausserdem – die Gesundheit?« – »Und dann habt ihr geheiratet?« – »Ja, das haben wir getan, wir bekamen nämlich eine Wohnung.« Die beiden wechseln einen, was soll ich sagen: verliebten Blick. Interviewer: »Geliebt also habt ihr, weil es gesund ist – und geheiratet, weil ihr eine Wohnung bekommt?« – »Nein, nicht ganz...« Und die Antwort erübrigte sich aus dem Nebenzimmer erscholl unüberhörbar das Geschrei eines Säuglings.

Letztlich ging eine Moraldiskussion gar nicht so hoffnungslos aus, nein, wir stiessen sogar zu einer sehr schönen Definition von Moral vor, die einfach tönt und doch so wahr ist, dass ihr sogar ein unerschütterlicher Moralist zustimmen muss: »Moral ist, wenn's einem wohl ist dabei.« Und wer würde diese Definition, die sogar logisch stimmt (ein Löwe ist ja auch, wenn es brüllt), nicht von gemässigten Herzen unterschreiben!
W.P.I.

happenings happenings happenings

Die WOKO: Taten, Untaten und Vorsätze

Was die WOKO 1965/66 tat

Sie hat sich als Verein konstituiert. Nicht nur hat eine genaue Kompetenz-ausscheidung der Ressorts die Voraussetzung für eine Koordinierung und Planung der Anstrengungen geschaffen, sondern die Geschäftspraxis wurde übersichtlicher und kommerzieller, die Kalkulation in der Verwaltung gründlicher.

Sie hat die Zahl der verwalteten Studentenhäuser von 14 auf 23 und das Zimmerangebot auf 210 erhöhen können. Das war das Resultat umfangreicher Propagandaaktionen in Zeitung, Radio und TV sowie einer sorgfältig aufgezogenen Pressekonferenz. Eine sorgfältige Kalkulation der Liegenschaften machte leider Erhöhungen von Zimmerpreisen in mehreren Häusern notwendig, denn die Niedrigzins-Politik kann nur so weit getrieben werden, als jedes der verwalteten Häuser selbsttragend bleibt.

Sie hat vergeblich versucht, für jedes WOKO-Haus einen Hausverwalter zu finden, der die verlangte Hausordnung erfolgreich durchzusetzen vermag.

Sie hat erfahren müssen, dass sie in der Auswahl von Bewerbern für eine WOKO-Unterkunft der steten und teils berechtigten Kritik ausgesetzt ist. Man ist bestrebt, bedürftigen Studenten eine Priorität für billige Zimmer einzuräumen.

Sie hat mit dem Hauseigentümergebiet eine Aktion lanciert, in welcher die Hauseigentümer aufgefordert wurden, ungenutzte Dachräume für Studenten ausbauen zu lassen. Von den immerhin zwei Dutzend Offerten konnte keine verwirklicht werden, es standen zumeist baurechtliche Hindernisse oder zu hohe Mietzinsen im Wege. Weiter zeigt sich klar, dass eine endgültige Lösung des Wohnproblems der Zürcher Studenten nicht im Betrieb von Altliegenschaften im Stadtkern gefunden werden kann, sondern vor allem durch den Bau von grösseren Studentenheimen, die ein freies, unbehindertes Wohnen in Raum und Licht ermöglichen. Was der Student dabei ablegen muss: Das Vorurteil gegen 30 Minuten Tramfahrt oder 12 Minuten Bahnweg.

Sie hat im vergangenen Jahr von den Vereinsmitgliedern namhafte Beiträge

(aus Poly- und Uniballgewinnen 53 000 Fr.) erhalten, um damit praktische Untersuchungen in der Wohnfrage auszuführen, und ist in der Liegenschaftsverwaltung selbsttragend geblieben, bei einem gesamten Verwaltungsaufwand von 6,7% der Mieteinnahmen.

Sie hat die Erfahrungen, die sie aus ihrem »Versuchsbetrieb« mit verschiedenen Typen von Studentenhäusern gewinnt, nicht genügend ausgewertet und ist in der Wohnfrage zuwenig vor der massgeblichen Instanz aufgetreten. Gründe dafür: Überbelastung der WOKO-Organen und Kleinarbeit aus der Liegenschaftsverwaltung. Zudem waren die WOKO-Ratschläge und -daten nicht überall willkommen.

Sie hat bisher nicht jene Präsenz aufgewiesen, die ihrem geschäftlichen Volumen entspricht. Der Umstand, dass die WOKO zu normalen Geschäftszeiten nur selten direkt erreichbar war, bringt Nachteile – die nicht tragbar sind.

Die WOKO bis 1970

Innerhalb der nächsten 4-5 Jahre werden in Zürich mehrere Projekte von Studentenhäusern mit einem Gesamtangebot von rund 500 Zimmern zur Ausführung gelangen. Nicht überall wird dort eine studentische Verwaltung gewünscht, aber daneben gibt es das Beispiel eines Projektes, das überhaupt nur als Studentenheim gebaut wird, falls die WOKO die Verwaltung und deren Risiko übernimmt. Es stellt sich die Frage, ob die WOKO bei der Grösse und der Form ihres heutigen Versuchsbetriebs bleiben oder aber die Chance eines doppelt so grossen Zimmerangebotes nutzen will.

Die WOKO wird versuchen, die Verwaltung neuer Häuser zu übernehmen. Man darf nicht zögern, die studentische Verwaltung überall dort anzunehmen, wo sie angeboten wird. Die Mitsprache der Studenten sollte beim Bau und Betrieb neuer Studentenhäuser möglichst einflussreich, aber auch fachlich fundiert sein. Freilich wird die WOKO 500 Zimmer nicht in der Art und Weise verwalteten können, wie sie es heute mit 250 Zimmern tut. Von einer gewissen Grösse an wird die Liegenschaftsverwaltung einem fachlich qualifizierten, vollamtlichen Geschäftsführer oder im Auftrag an eine kommerzielle Verwaltung übergeben und Routinearbeiten von kaufmännischen Kräften erledigt werden. Dennoch bleibt der Charakter der heutigen Studentenverwaltung, nämlich die Selbstbestimmung in den Punkten, wo's drauf ankommt, erhalten.

Der erste Schritt in dieser Richtung ist getan: Ab 1. 2. 67 wird eine Sekretärin auf dem WOKO-Sekretariat halbtätig beschäftigt sein. Die nötige geschäftliche Präsenz wird dann erreicht sein, und die studentischen Mitarbeiter der WOKO können sich für das einsetzen, wofür sie bis jetzt keine Zeit fanden: Verwirklichung eines Möbelprogramms, das bis jetzt Modell geblieben ist, Einflussnahme auf neue Bauprojekte, Propagierung gewonnener Erfahrungen, intensiver Kontakt mit Behörden und Unternehmern – alles Dinge, die einem grösseren Kreis von Studenten zugute kommen werden.

Wolf Linder, WOKO-Information und Propaganda

»Der Fall Andersson und die Fremdenpolizei«

Solidaritätskundgebung gegen die willkürliche Behandlung der Ausländer in der Schweiz.

Es sprechen:
Walter Mathias Diggelmann
Freddy-Nils Andersson
anschliessend Diskussion.

Ihre Teilnahme an der Kundgebung haben bisher zugesagt:

- Nationalrat Ueli Götsch
- Max Bill
- Prof. M. Beck
- Stadtrat R. A. Welter
- Gemeinderat Dr. med. H. Rotter
- Redaktor Dr. H. R. Hilty

Aus dem Appell zugunsten von Andersson, welcher mehr als 600 Unterschriften trägt, entnehmen wir:

- Stadtrat Rudolf Welter
- Nationalrat Ueli Götsch
- Nationalrat Max Arnold
- Nationalrat Erwin Lang
- Dr. Hans Rudolf Hilty, Redaktor
- Peter Höltschi, Journalist
- Jürg Ramspeck, Redaktor

Von Paris die Verleger:
Jean-Jacques Pauvert
Jérôme Lindon
François Maspero

Der Redaktor
Alain Renaiss

Die Schriftsteller
Simone de Beauvoir
Jean-Paul Sartre
Maurice Blanchot
Robert Pinget
André Schwarz-Bart
Claude Roy
Nathalie Sarraute

Morgen Mittwoch, den 25. Januar, 1967, um 20 Uhr, im Studheim ETH, Mensa II

Veranstaltet von der FSZ

Wir suchen Bewerber(innen) für das Frühjahr 1967 freistehende Präsidium des

VSETH

Dynamische, aktive Poly-Studenten, die ihre Kräfte für ein Jahr der Studentenschaft zur Verfügung stellen wollen, sollen sich auf dem VSETH-Sekretariat melden.

SPORT DER HOCHSCHULEN

Der im allgemeinen Konditionstraining des ASVZ durchgeführte Konditionstest, welcher an 3 Wochentagen (Montag bis Mittwoch) im Monat November durchgeführt wurde, weist folgende Durchschnittsergebnisse auf:

Test früher schon einmal gemacht	176 Teiln.
neu hinzugekommen	331 Teiln.
Test absolviert Total	507 Teiln.

1. Uebung (Liegestütz)	30,7
2. Uebung (Aufsitzen)	28,2
3. Uebung (Rumpfbeugen)	25,7
4. Uebung (Hüpfen)	32,2
Total	116,8

Für die Anmeldung unserer Skikurse ist die Absolvierung dieses Tests obligatorisch. Wir haben das Punkte-Total auf 100 festgelegt (Minimum). Wir hoffen durch diese Massnahme die Unfallhäufigkeit infolge mangelnder körperlicher Vorbereitung, insbesondere in den unteren Skiklassen, herabzusetzen. Wer in dieser Beziehung kein reines Gewissen hat, wird sich diesem einfachen Test sicher nicht entziehen!

Eine freudige Mitteilung für alle Turnenden: Die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich hat es ermöglicht, dass eine weitere Ballonhalle auf dem Freudenberg-Schulhausareal aufgestellt wird. Sie steht dem ASVZ ab Januar 1967 zur Verfügung. Die neue Halle wird vor allem durch Handball- und Fussballspiele der oberen Spielklassen belegt werden. Ueber die Benützung bzw. Belegung wird an den obligatorischen Mannschaftsführer-Sitzungen vom 15./16. Dezember alles Weitere besprochen. Eine Umfrage bei den Fakultäten und Abteilungen hat ergeben, dass die Benützung untertags durch kleinere Gruppen nicht möglich ist.

Bruno Dümmler

Club 67

Vorträge und Diskussionen
20 Uhr im Restaurant Eintracht am Neumarkt
26. Januar
Rudolf Huber
Thomas Münzer, Prediger in Volkes Namen, I. Lebenslauf
2. Februar
Originalaufnahmen und Interpretation Späte und frühe Lyrik vom armen B. B.
9. Februar
Christian Gruber
Die politischen Parteien in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg
16. Februar
Podiumsgespräch über Sexualtabus heute
Eintritt frei. Es wird konsumiert.

Der Lesesaal der Universität im neuen Jahr

Im letzten Jahr hat sich das Angebot an Zeitungen im Lesesaal der Universität weiter erhöht. Zu den annähernd 300 Zeitungen und Zeitschriften aus dem In- und Ausland sind folgende Neueingänge gekommen: Anstelle der in den USA nicht mehr erscheinenden New York Herald Tribune haben wir die New York Times International Edition abonniert. Für unsere finnischen Kommilitonen liegt die Tageszeitung Helsingin Sanomat auf. Die vielen Vorschläge, die bei uns eingehen, werden von uns geprüft und nach Möglichkeit verwirklicht. Im Interesse einer umfassenden Information über das Zeitgeschehen werden wir überdies auch Zeitungen extremer politischer Richtungen anschaffen. Objektivität ist heute selten mehr in einer einzigen Zeitung verwirklicht, obwohl fast alle Blätter von links bis rechts darauf Anspruch erheben.

Für die Lesesaalkommission:
Thomas Wartmann, stud. iur.

Beat Richner

spielt seine One-Man-Show »Träumerei d'un gardiano notturno« (bestens bekannt vom Poly-Ball) noch einmal am 26. Januar 1967, 20.30 Uhr, im Kunsthaus-Saal.

Preise Fr. 3.30 bis Fr. 5.50; Studenten Ermässigung, Karten bei der Zentralstelle, bei Jecklin und an der Abendkasse.

Veranstalter: »Musische Kultur-Traum-Gruppe Zürcher Studentena.«

ISC FLASH ISC

Der International Students' Club veranstaltet eine Reihe von Jazz-Studioabenden, und zwar am

- Do. 19. 1. Modern Piano Style
- Do. 26. 1. Trumpet at its Best
- Do. 2. 2. Sex on Sax
- Di. 7. 2. The Drum's a Woman
- Do. 16. 2. Combos
- Di. 21. 2. Big Bands' Big Performances
- Do. 2. 3. Experiments in Jazz

Aus dem Monatsprogramm:
Fr. 3. 2. 20.30 Uhr, Vortrag von Peter Messikommer: Ein Flug von Zürich nach Bagdad – Delhi – Bombay

Beginn jeweils 20.30 Uhr. Jedermann, der daran interessiert ist, ist freundlich eingeladen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch auf unsere klassischen Abende (TKK = Tee, Kerzenlicht und klassische Musik), jeden Mittwoch um 20.30 Uhr, hinweisen. Auch sie sind allen Interessierten zugänglich.

International Students' Club
Augustinerhof 1
beim Restaurant Strohhof

Auftritt noch nicht verboten

(UPI) Nur sechs Tage bevor er die Schweiz auf Geheiss des Bundesrats endgültig verlassen muss, soll der schwedische Verleger und Linksaussen-Idologe Freddy-Nils Andersson in Zürich vor Studenten sprechen. Einer Ankündigung der »Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich« ist zu entnehmen, dass an dieser am Mittwoch im Studentenheim ETH stattfindenden »Solidaritätskundgebung gegen die willkürliche Behandlung der Ausländer in der Schweiz« der nonkonformistische Schriftsteller W. M. Diggelmann als zweiter Redner verpflichtet worden ist. Ueber den Fall Andersson werden abschliessend die Nationalräte Ueli Götsch und Prof. Marcel Beck sowie Redaktor Dr. H. R. Hilty diskutieren; weitere Teilnehmer der Veranstaltung seien Stadtrat Rudolf Welter sowie die Gemeinderäte Max Bill und Dr. H. Rotter.

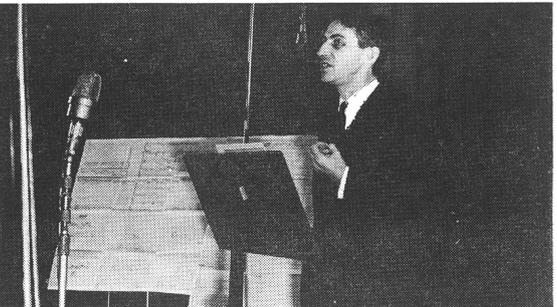
Der Ankündigung der »Fortschrittlichen Studentenschaft« ist fern zu entnehmen, dass Andersson in seinem Vortrag »ohne jede Zurückhaltung eine Darstellung von seinen Erfahrungen mit der schweizerischen Fremdenpolizei geben« wird. Die FSZ solidarisiere sich »mit dem harten persönlichen Schicksal des Ausgewiesenen«, ohne damit seine politischen Ansichten teilen zu wollen.

»Wir haben Andersson eingeladen, damit er stellvertretend für viele andere Ausländer spricht, deren Behandlung wir als Verwaltungswillkür emp-

finden«, führt die Ankündigung aus. »Allzulange haben wir davon gehört, ohne etwas zu unternehmen: von er-eine Schweizerin mit einem Ausländer verheiratet war; von der Ausschaffung sozialistischer Funktionäre, während die durch Pfarrherren vertretene Seite unbehelligt blieb; von diskriminierendem Reglement (Wenn Sie sich als freier Maler betätigen wollen, besteht für Ihre Anwesenheit hier keine Notwendigkeit mehr)«. Es gehe bei der Kundgebung gegen die ungleiche Behandlung der Mischen, die einseitige Praxis nach links, das Halbieren der Menschenrechte für Ausländer.

Ob die Plakate, mit denen für die Veranstaltung geworben wird, in der Uni und der ETH aufgehängt werden dürfen, sollte sich demnächst entscheiden. Bekanntlich ist dem Zürcher Regierungsrat bereits eine Schriftliche Anfrage in einer anderen die Universität betreffenden Angelegenheit unterbreitet worden: in Sachen Propagandaaktion des MRA-»Sing-out«.

Von seiten der kantonalen Fremdenpolizei Zürich wurde auf Anfrage erklärt, Ausländer benötigten keine Re-debewilligung, wenn sie über eine Niederlassungsgenehmigung verfügen. Sollte Andersson auch im gegenwärtigen Zeitpunkt noch im Besitz einer – wenn auch ablaufenden – Niederlassungsbewilligung sein, so bestehe kein Grund zum Verbot seines Auftretens, es sei denn, Bern bezeichnete dieses ausdrücklich als unerwünscht.



Elektronkonzert

Zu Beginn des neuen Jahres hat der VSETH (Verband der Studierenden an der ETH) den gewagten Versuch unternommen, sich einmal rein kulturell zu betätigen. Er hat nämlich ein Konzert mit elektronischer und instrumentaler Musik im Radio-Studio Zürich veranstaltet. Dabei bot sich einmal den Zürcher Musikliebhabern die Gelegenheit, einen Einblick ins Schaffen junger zeitgenössischer Komponisten aus Deutschland, Jugoslawien und der Schweiz zu gewinnen. Durch die einleitenden Worte von Dr. A. Briner (Bild), die Einführungen der einzelnen Komponisten und die anschliessende Diskussion wurde versucht, diese neue Kompositionsrichtung ins richtige Licht zu setzen. Unser VSETH-Konzert ist auf reges Interesse gestossen, war doch der Saal überfüllt. Das Publikum setzte sich aus ehrenwerten Professoren bis zu Pilzköpfen zusammen. Ueber die unterschiedliche Reaktion konnte sich jeder in der Tagespresse überzeugen. Von »Anarchisten-Musik oder James-Bond-Gerüschkulisse« (Tat) bis zu »Das ernsthafte und künstlerische Niveau« (NZZ) war alles zu lesen. Auf jeden Fall bot sich einmal der ETH-Studentenschaft die Gelegenheit, auch ihr kulturelles Interesse kundzutun.

Verschiedenes

GESUCHT telegene ausländische Studentinnen und Studenten, die verständlich und amüsant Deutsch sprechen können und Freude haben am Erzählen von Erlebnissen und Kuriositäten. Es geht um die Mitwirkung an einer Fernseh-sendereihe. Interessenten treffen sich am 25. Januar im Gustav-Naville-Zimmer des Studentenheims, Clausiusstrasse 21, um 12.00 Uhr, oder man melde sich bei der Redaktion des ZS.

ABSCHRIFTEN VON DISSERTATIONEN, stiligewandt und an exakten Arbeiten gewöhnt, empfehle ich mich. Tel. 56 60 12 (nachmittags und abends).

NAEHE ZUERICH (Brüthellen). Ab sofort zu vermieten: Moderne, sep. Atelierrwohnung mit Küche, Bad u. Garage. Preis: 200 Fr. Bedingung: Französisch sprechende Studentin (oder Ehepaar), da einem Maturanden franz. Sprach-prüfung beaufschlagt werden müssen. - Telefon 89 28 24.

SSR-REISECLUB

Jeden Freitag um 20.30 Uhr treffen sich die reiselustigen Studenten im Keller des SSR. Hier ist das Programm bis Ende Wintersemester:

- 27. Januar USA
 - 3. Februar Kibbutz
 - 10. Februar Osteuropa
 - 17. Februar Griechenland
 - 24. Februar Schlussabend mit Vorschau auf das Sommerprogramm
- Alkoholika selber mitbringen.

HERZLICH WILLKOMMEN!

SSR, Leonhardstrasse 19, 8001 Zürich



Ein garstig Lied! (Goethe)

Zum Auftritt der »Sing-out«-Gruppe im Lichthof der Uni

Die vom Amerikaner Frank Buchman begründete »Moralische Aufrüstung« (MRA) ist des Produzierens rührseliger Spielfilme in der Art von »Krönung des Lebens« – wir sahen das dilettantische Opus im Jahre 1961 – müde geworden. Auch die Theaterraufführungen der MRA – wir erinnern an das vernichtend kritisierte Stück »Durch die Gartenmauer« von Peter Howard, das im Februar 1965 im Kongresshaus gespielt wurde – scheinen überholt. Mit neuen Ausdrucksmitteln wirbt die antikomunistische Bewegung für ihre Ideologie: mit Show!

»Sing-out« '66 heisst die Revue. Als ihre Geburtsstunde und ihr Geburtsort wird die »Konferenz zur Modernisierung Amerikas« im Sommer 1965 genannt; ihr höchstes Ziel soll darin bestehen, »den moralischen und geistigen Pazifismus zu überwinden und einen kämpferischen Geist zu schaffen«. Als Gegenpol zu den Vietnams- und den Protest-Singern manifestieren die 150 jungen »Sing-out«-Amerikaner singend, musizierend, hüpfend, schunkelnd, händeklatschend, hüftewiegend, beinschlenkernd und armschleudernd für die Politik ihres Landes und eine Politik der Liebe, im Bewusstsein, so »eine ganze Generation in Bewegung zu setzen«.

Mit deutschen Steuergeldern ermöglichte im Mai vergangenen Jahres Bundeskanzler Ludwig Erhard »Sing-out« '66 eine Tournee durch neunzehn Städte der Bundesrepublik. In der Folge schossen in unserem Nachbarland »Sing-out«-Gruppen wie Pilze aus dem Boden, wozu der »Rheinische Merkur« feststellte, »wer ein wenig Gespür für atmosphärische Veränderungen« habe, der merke, »dass in der deutschen Jugend etwas in Bewegung geraten« sei. Die verschiedenen deutschen Gruppen schlossen sich vor wenigen Monaten zu »Sing-out« Deutschland zusammen, einer getreuen Kopie des amerikanischen »Sing-out« '66, allerdings mit penetrant deutsch-nationalem Einschlag. »Sing-out« Deutschland, so verheissen Inserate, sei denn auch »recht deutscher Ausdruck einer internationalen Idee. Die neue Welt, die »Sing-out« Deutschland mit markigen Sprüchen aufzubauen sich anschiekt, besteht vorerst aus einem – selbstverständlich wiedervereinigen – neuen Deutschland, was aus den Liedertexten deutlich hervorgeht.

Nicht nur singen die 130 rotwangigen und immer »von innen heraus« lächelnden aufgerüsteten Aufrüster »ein Hoch auf den Menschen, das Beste, was es giebt« (das »wie« stammt aus dem authentischen Programmheft), nicht nur loben sie stramm gouvernementale die Politik ihrer Regierung (»Wir stehen hinter Ihnen, Herr Bonke), sondern sie verkünden auch, dass »meines Tages... die Mauer«, »kalt und grau«, »fort« sei. Denn sie sind optimistisch: »Schöner wird das Leben jeden Tag, o jak! Woher sie ihr prophetisches Wissen um die Zukunft beziehen, liegt klar vor Augen: »Glaube, Mut und Gottvertrauen / gaben ihnen weite Sichte«.

Mit dem Aufrüstungs-theoretiker Peter Howard (»Wir laufen Gefahr, von den »Eierköpfen« geführt zu werden... Und damit ist der Anfang vom Ende der Freiheit gemachte) und mit Alt-Bundeskanzler Erhard (»Pinscher«) bekämpfen sie Intellektuelles, fordern auf zum Ja-Sagen und zur Denkfaulheit: »Lass doch bloss das Aber sein, denn

das bringt dir überhaupt nichts ein, hopfert lustig der dazu gehörende Vers. Auf verblüffend einfache Weise wird da Vergangenheit bewältigt (»Seht nicht zurück, dafür ist keine Zeit), und als unfreiwilliges Tüpfchen auf das »wie« heben die 130 Mitwirkenden wie ein »Mann« gleichzeitig die Hand zu einer unangenehm an den Hitlergruss erinnernden Geste.

Man verstehe uns richtig: es soll beileibe nicht gesagt werden, »Sing-out« sei faschistisch. Die in banalen und phrasenhaften, sentimental-patriotischen Texten zum Ausdruck kommende Gesinnung ist indessen dazu angetan, Wasser auf die rechtsextreme Mühle zu leiten. Und aus diesem Grunde müssen wir »Sing-out« ablehnen. Hinzu kommt, was Interviews (im »Spiegel«, in der »Zürcher Woche« oder im »Volksrecht« zum Beispiel) aufzeigen, dass die jungen »Out-Singers«, denen offenbar ungläubliche Naivität eignet, selbst nicht recht wissen, wofür sie einstehen. »Absoluter Ehrlichkeit, absoluter Selbstlosigkeit, absoluter Liebe und absoluter Reinheit haben sie ihr Leben geweiht; was aber genau unter diesen Begriffen zu verstehen ist, darüber vermögen sie leider keine verständliche Auskunft zu geben.

Mit ihrer Vaterlandsliebe und dem »kämpferischen Geiste« ist diese »Pop-Armee, die Gott gemietet hat«, wie die Hamburger Lyrikerin Heike Douthé »Sing-out« bezeichnet, verständlicherweise bei der deutschen Bundeswehr gerne gesehen. Für das Aufrüsten seiner Soldaten zeigt sich Deutschlands Heer erkenntlich: den 130 alkohol-, nikotin- und sexualabstinenten Lehrlingen, Schülern und Studenten werden Militärfahrzeuge für Tourneen zur Verfügung gestellt. Auch die Industrie spendet freizügig und steuerfrei für die MRA, die den Streik als »Mittel des Teufels« bezeichnet: als Gönner führt das Programmheft unter vielen anderen Esso, Phillips, Revlon, das Volkswagenwerk und nicht zuletzt auch die st.-gallische Stoff AG auf.

Dieser Tage nun begab sich die »musikalische Explosion« – so nennt sich »Sing-out« selbst – auf Tournee in die Schweiz; St. Gallen, Schaffhausen und Zürich wurden mit der Mischung aus Erweckungsgottesdienst und Polit-Propaganda (»Spiegel«) beglückt. Mit einem Werbeaufwand, der seinesgleichen sucht, wurde auf die Veranstaltungen hingewiesen. Der Erfolg jedoch blieb aus: die versprochenen »modernen Rhythmen« der überaus durchschnittlich spielenden Beat-Band, welcher offensichtlich der Marsch im Blut liegt (»NZZ«), hatten die Massen nicht anzulocken vermocht; der Kongresshaussaal beispielsweise war schon am ersten Abend lediglich gut zur Hälfte besetzt. Ein Teil der ohnehin wenigen Zuschauer rekrutierte sich aus den Reihen der gegen »Sing-out« Protestierenden.

Inzwischen haben die Sänger und Musikanten den Rat der Weltwoche (»Geht mit Gott – aber geht«) befolgt und die Schweiz verlassen. Womit wir die Angelegenheit als erledigt betrachten könnten.

Könnten! Wir könnten nämlich, wäre da nicht noch etwas geschehen, das in allerster Linie uns Studenten angeht. Um auf die Veranstaltung im Kongresshaus hinzuweisen, gaben die geschneigten Choristen in der 10-Uhr-Pause am 11. Januar ein vierstündi-

ges Gastspiel im Lichthof unserer Alma mater. »Die Freiheit ist nicht umsonst«, diese, acht, so neue Erkenntnis sangen sie mit Hilfe mehrerer Mikrophone, einer leistungsfähigen Verstärkeranlage und durch sechs Lautsprecher Hunderden von Studierenden, die, da sie sich gerade in der Uni befanden, wohl oder übel zuhören mussten; dann gaben sie, die Werbetrömmel rührend, der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Kongresshaus Ausdruck.

Der von den Studenten – die zumeist gar nicht wussten, um wen es sich bei der musikalischen Revue handelte und kaum ein Wort der Liedertexte verstehen konnten – grösstenteils applaudierte Auftritt (ein einziger Gast der Uni-Bar wagte es, zwischenhinein »Buh« sowie »Pfu« zu rufen, und nur wenige piffen am Schluss die Aus-Sänger aus) hatte einen Kommentar in der »NZZ« zur Folge; Uberschrift: »Kampflöse Übergeben« der heiligen Hallen.

Im kantonalen Parlament reichte dann am 16. dieses Monats der sozialdemokratische National- und Kantonsrat Erwin A. Lang eine Kleine Anfrage mit dem folgenden Titel ein: »Nach einem in der Morgenausgabe der »NZZ« vom 14. Januar veröffentlichten Kommentar erteilte die Universität Zürich der zur Moralischen Aufrüstung gehörenden deutschen Truppe »Sing-out« die Bewilligung, im Lichthof aufzutreten und anschliessend Propagandamaterial für das von ihr in Zürich veranstaltete Konzert zu verteilen. Ich frage deshalb den Regierungsrat an, ob er nicht auch der Meinung ist, dass mit diesem fragwürdigen Entscheid der massgeblichen Stellen der Universität ein Präzedenzfall geschaffen wurde, der unter Umständen entsprechende Konsequenzen haben könnte.«

Vor allem auch wir Studenten dürfen, so meinen wir, eine – eventuell im »sz« zu publizierende – Stellungnahme der »massgeblichen Stellen der Universität« erwarten. Doch gilt es vorerst einmal abzuklären, wer genau diese »Stellen« sind; darüber kursieren bereits die verschiedensten Gerüchte.

Es muss festgehalten werden, dass keineswegs einem Verbot jeglicher politischen Aktivität in der Universität das Wort geredet werden soll. Im Gegenteil: als »Hort des Geistes« ist eine Hochschule in hervorragender Weise geeignet, der Konfrontation mit verschiedenen politischen Ansichten, der fruchtbaren Diskussion zu dienen. Wer etwas zu sagen hat, soll jederzeit einen Hörsaal mieten, darin seine Meinung verkünden und zur Diskussion stellen dürfen, wie dies die »Liberalen Studentenschaft« und die »fsz« schon des öfteren getan haben.

Es geht jedoch nicht an, aufdringliche Demonstrationen im Lichthof zwischen zwei Vorlesungen zu bewilligen, da sich Hunderte von Studenten in der Uni aufhalten und zuzuhören gezwungen sind. Es geht ebensowenig an, Demonstrationen zu bewilligen, die lediglich – als Kostprobe gleichsam – Werbung für nur gegen Bezahlung zu besuchende Veranstaltungen darstellen. Und es geht schliesslich nicht an, Demonstrationen in der Uni zu bewilligen, ohne die Vertreter der Studentenschaft darüber zu informieren (weder KStR noch GStR ahnten auch nur das geringste von dem »Sing-out«-Auftritt).

Bleibt noch die – allerdings recht rhetorische – Frage, ob ähnliches Wir-

Die Sache mit dem Mini

von Reinhard Meier

Man hört und liest in jüngster Zeit Erstaunliches: Auf Beromünsters seriösen Aetherwellen jonglierte Studio Berns Deutschlandmitarbeiter mit Pop-Assoziationen. In seinem politischen Tageskommentar setzte er zum arabischen Einschlafsingang (der jetzt mit schöner Regelmässigkeit unser nationales Programm bereichert) effektvolle Kontrapunkte. Er sprach – und dies zu verschiedenen Malen – von Mini-Koalition und Mini-Parlament! Was aber dem helvetischen Landessender recht ist, kann Zürichs Weltblatt nur billig sein; die Mini-Wortschöpfung hielt einzig in den Sonntagsleitartikeln.

Damit ist nun die »Minitis« sozusagen salonfähig geworden. Das Mini-Attribut hat sich von Rudi Gerreichs »Kink« über den »Jupe« und »Skirt« bis zum »Parlament« durchgemauert. Gewisse Image-Korrekturen sind bei dieser Entwicklung allerdings unumgänglicher geworden: Ein Hauch von piklernder Sündigkeit und Frivolität nämlich ging von dem Worte aus, als sich sein Verwendungsbereich noch exklusiv auf die Be- (oder Ent-?)kleidungsindustrie beschränkte. Damit ist es jetzt, mit der Erweiterung zum Terminus technicus des politischen Vokabulars, natürlich vorbei!

Nicht vorbei ist es indessen mit der Mini-Welle an sich. Sie grassiert fröhlich weiter und inspiriert zu den verrücktesten Einfällen. In England beispielsweise beschäftigt man sich neuerdings leidenschaftlich mit »Mini-Cramming«. Das geht so: Man stopfe in einen möglichst kleinen Raum – eben einen Mini-Raum – eine möglichst grosse Anzahl von Personen. Studenten aus dem Medway College in Chatham sollen dabei den Rekord halten: nicht weniger als 24 ihrer Gattung zwängten sich in ein Kleinst-, pardon: Mini-Auto.

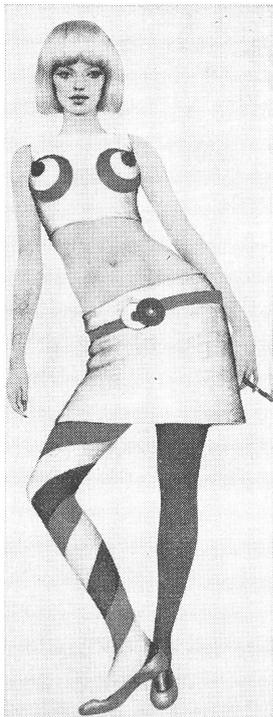
Diese feine Leistung verdient zweifelsohne Anerkennung. Ob sie jedoch auch als Rekord gelten kann, muss von uns Zürcher Studenten bezweifelt werden. Es wäre, glaube ich, an der Zeit, die etwas voreiligen Herren »Rekordhalter« über die imponierenden Möglichkeiten des Vollstopfes unserer Hörsäle zu informieren...

Der Mini-Kult hat – wie könnte es anders sein – auch im modernen Musikschaffen seinen Niederschlag gefunden. Jacques Dutronc, ein Jüngling mit sanften Augen und Vertreter von Frankreichs singender Copain-Generation, verbreitet mit anhaltendem Erfolg seine ziemlich unsanft artikulierte Mini-Philosophie über die einschlägigen Radiostationen. Ihm gelingt sogar die Assoziation von »Mini« zu »Ministère« – eine Anregung, die, wenn nicht in der Etymologie, so doch den betreffenden (evtl. auch betroffenen) Beamten ein-

ges Kopfzerbrechen verursachen dürfte.

Dieser Jacques Dutronc ist überhaupt ein Tausendassa. Laut Fachliteratur sagt er nämlich von sich: »Je suis le meilleur«, oder, ins Amerikanische übersetzt: »I'm the Greatest!« Was angesichts seiner Mini-Vorliebe einer gewissen Tragik nicht entbehrt.

Bei eventuellem Kopfschütteln über derartige Mini-Geschichten, die dem einen oder andern vielleicht reichlich absurd vorkommen mögen, sollte jedoch nicht vergessen werden, dass die Mini-Bewegung auch hierzulande schon recht beachtliche Verbreitung gefunden hat. Diese im Grunde erstaunliche Tatsache kann man jetzt dank einer am 20. November durchgeführten Abstimmung – wenigstens was die Männer betrifft – sogar zahlenmässig belegen: Im Kanton Zürich waren es genau 107 773 Mini-Demokraten, die für die Beibehaltung einer Mini-Demokratie stimmten!



ken von Leuten mit anderen Ansichten als denjenigen der MRA ebenso gestattet werden wäre. Hätten etwa Bob Dylan, Joan Baez oder Pete Seeger auch im Lichthof für ein Konzert werden dürfen? Könnte vielleicht eine sozialistische Jugendgruppe in einer 10-Uhr-Pause mit Lautsprechern zu einer

Maifeier aufrufen? Oder gar eine Delegation der PdA die »Internationale« singen?

Fragen über Fragen, welche – wollten sie gerecht sein – die »massgeblichen Stellen der Universität« alle mit kräftigem »Jah« beantworten müssten!

Der KStR erklärt

Von seiten des Kleinen Studenterrates erreicht uns folgende Stellungnahme:

Der Auftritt der Sing-Out-Bewegung im Lichthof unserer Universität hat unseres Erachtens einer doppelten Propaganda gedient: er gab der Bewegung nicht nur die Gelegenheit, die abendliche Veranstaltung im Kongresshaus anzukündigen, sondern gleichzeitig und darüber hinaus für die Ideen der »Moralischen Aufrüstung« zu werben.

Wenn der Kleine Studenterrat den Vorfall bedauert, so geht es ihm keineswegs um eine Beurteilung der »Moralischen Aufrüstung« und deren Sing-Out-Bewegung als solche; darüber zu urteilen steht uns ebensowenig an wie das Urteil über irgendeine andere, wie immer auch geartete, weltanschaulich und politisch gebundene Organisation. Unser Befremden richtet sich allein gegen die Tatsache, dass einer Organisation mit offensichtlich und eindeutig politischen und weltanschaulichen Zielen die Universität für einen Propagandaauftritt zur Verfügung gestellt werden ist. Abgesehen davon handelt es sich bei der betreffenden Organisation auch keineswegs um eine studentische.

Wir möchten betonen, dass wir uns damit keineswegs gegen die politische Tätigkeit von Studentenorganisationen der Universität Zürich stellen, wie zum Beispiel die »Liberalen« oder die »Fortschrittliche Studentenschaft«.

Wir sind der Ansicht, dass mit diesem Auftritt ein Präzedenzfall geschaffen wurde, der das Fernhalten anderer weltanschaulich-politischer Gruppen irgendeiner Tendenz und Provenienz von unserer Universität erschweren dürfte.

Wir sind uns bewusst, dass die juristische Autorität, Veranstaltungen der genannten Art in den Räumen unserer Universität zu gestatten oder abzulehnen, in vollem Umfang beim Rektorat liegt. Andererseits war aber der genannte Auftritt für uns Studenten gedacht; und es kann uns Studenten darüber hinaus nicht gleichgültig sein, was in den Räumen, die auch die unseren sind, in anderen Belangen, die über rein studentische hinausgehen, geschieht.

Ein Schreiben entsprechenden Inhalts wurde vom KStR an den Rektor gerichtet.



Apotheke Oberstrab Zurich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Die Eidgenössische Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau, Wädenswil, sucht einen erfahrenen

Chemiker

für die Prüfung von neuentwickelten Hilfsstoffen für den Pflanzenschutz und für die Entwicklung von Analysemethoden.

Wir bieten interessante, selbständige Entwicklungsarbeit, gute Bezahlung mit Pensionskasse, alternierende Fünftagewoche.

Offerten sind zu richten an die **Direktion der Eidgenössischen Versuchsanstalt, Wädenswil.**

Unsere reichhaltige Gitarren-Kollektion bietet:

Gutgebaute, vorteilhafte Instrumente zu Fr. 98.-, 120.-, 145.-, 155.-, 185.-

Meister Gitarren zu Fr. 280.-, 350.-, 465.-, 570.-, 630.-

Konzertinstrumente für höchste Ansprüche zu Fr. 1150.-, 1550.-, 1850.-, 2000.-

Jecklin
S Streichinstrumente
Zürich 1 Pfauen
Telefon (051) 47 35 20

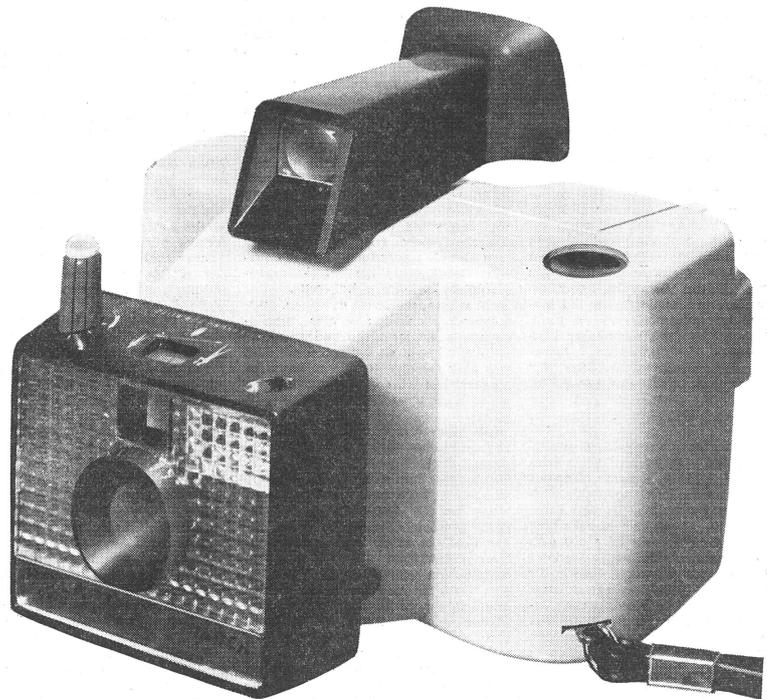
«Diese Kamera verkauft sich auch ohne Inserate!»

... das ist die Meinung unseres Chefeinkäufers für Photoapparate. Wir müssen ihm (fast) recht geben! Die Polaroid-Kamera »Swinger« ist nämlich in letzter Zeit zum Begriff geworden. Es hat sich herungesprochen, wieviele Möglichkeiten diese neuartige Kamera dem Photoamateur bietet.

Warum dennoch ein Inserat? Weil wir Ihnen den MIGROS-Preis nennen möchten, für den Sie die »Swinger« erhalten: Sie werden staunen:

79.-

Warum mehr bezahlen?



Polaroid-Kamera «Swinger»

Die Kamera für Sofortaufnahmen. Keine Distanzeinstellung mehr, da Fix-Focus. Blitzschnelles Film-Einlegen. Eingebautes Blitzgerät (nur noch die Lämpchen sind erforderlich!). Photographieren ohne jedes Problem: Knopf drehen, bis rotes YES aufleuchtet – auslösen – 10 Sekunden warten – fertig.

Es stimmt – bereits nach 10 Sekunden können Sie Ihre Aufnahme (Format 8,5x6,5) bewundern!

MIGROS MÄRKTE

Herdern, Limmatplatz, Bahnhof-Oerlikon, Stadelhofen, Schlieren Kesslerplatz, Löwenstrasse und Seebach



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6
Tel. 47 34 32



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22

Keilhosen und Skijacken

Grosse Auswahl und vorteilhafte Preise, auch Masskonfektion
Kommen Sie zu uns – wir beraten Sie gerne.

Zollstrasse 42 beim Hauptbahnhof Telefon 051 44 95 14

Stadi-Sport 8005 Zürich



Franz Josef Bogners berühmte Schemelnummer

klmnopqrsalgöetzäfaz

Franz Josef Bogners literarisch-mimisches Solokabarett

Franz Hohler, der ehemalige Zürcher Germanist, kommt zwar nicht nach Zürich, aber Franz Josef Bogner (32) mag uns dafür entschädigen. Nach Franz Josef Degenhardt hat die »Studentenschaft der Universität« den Kabarettisten Franz Josef Bogner zu einem Gastspiel eingeladen, und Franz Hohler, der Zürcher Vertrauensmann, hat ihm die besten Kritiken mit auf den Weg gegeben.

Bogner spricht viel in Gesten und hat etwas von einem eingefleischten Pantomimen, der dir mit suggestiver Selbstverständlichkeit etwas ins Leere zeichnet und naiv erstaunt ist, wenn du es nicht siehst. Im Gegensatz zu den meisten Pantomimen ist er aber dem Intellekt tributpflichtig und hat von diesem die Gabe erhalten, die Anschauung mit differenzierenden Begriffen zu stützen. Wer sein Programm sieht, wird dies nach der ersten Nummer schon merken. Wer sein Gesicht

sieht, nennt ihn vielleicht einen schönen Intellektuellen. Bogner ist nämlich ein Experimentator, und, was seltener ist, ein solider Experimentator. Ein seriöser Gaukler, ein ernsthafter Narr. Von einer seiner Nummern weiss ich, wie sie geht: Die grosse politische Nummer. Die Bühne bleibt leer, drum kann ich schon sicher sagen, dass er dort besonders glänzend spielt. So Franz Hohler. Man, auch F. J. B., ehemaliger Justizbeamter, diese politische Nummer glänzend spielen, so heisst doch nicht jeder Franz Josef Strauss auf Politik; Bogner ist viel mehr Dichter als Politiker, Dichter mit Worten und Werken, Dichter des Kabarets.

Die Paraphrassennummer, die Nummer von der Grossmutter, die ihrem Enkel in der Wiege so traulich naiv, so unheimlich gedankenlos vom Krieg singt, die Schemelnummern, clownske Kämpfe mit der Tücke des Objektes,

das sind Höhepunkte im Programm des Antikabarettisten: Wie Bogner einen Schemel mühselig zusammenschraubt, sich draufsetzt, und darauf sukzessive Bein für Bein wieder wegschraubt, bis er in der Luft sitzt, und wie er, beim Versuch, auch die letzten Stützen, die Beine, wegzuziehen, physikalisch völlig folgerichtig, den Sturz des Ikaros demonstriert, darob zum Beispiel kann man sich ungemein freuen.

Ob sich Franz Josef Bogners Gesicht tatsächlich, wie die Kritiken (aus Bern »Zytlogge«, aus Berlin und aus München) einhellig mitteilen, in allen Himmelsrichtungen zu immer neuen Möglichkeiten verzerren lässt?

Er wird es beweisen:

Donnerstag, 9. Februar, 19.30 Uhr
Audi max (Poly) Legi = Eintritt.
Montag, 13. Februar, 20.30 Uhr,
Hechtplatz. Öffentliche Vorstellung.
Normale Preise. Mit Legi die Hälfte.

erster diese günstige Gelegenheit erkannt. Anfangs, als er den Kopf hindurchgesteckt hatte, tat der Mann nichts. Er hielt sich ruhig. Ich glaube, er kniete auf einem Stuhl und stützte sich auf die Lehne. Doch hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Armmuskeln gerichtet, da sie seinen Körper hielten. Der Kopf hielt sich allein, denn er ist nur mässig schwer und lässt sich in schwierigen Lagen nicht mit Verstand und Willen dirigieren. Nur der Körper lässt sich in schwierigen Lagen nicht mit Verstand und Willen dirigieren. Aber wie gesagt, der Mann steckte den Kopf mitten durch die zerbrochene Scheibe und sprach weder, noch bewegte er sich. Nicht dass er Angst gehabt hätte. Aber er genoss seinen Versuch. Und er genoss ihn still. Die Zuschauer befanden sich drinnen im Zimmer. Auf der Strasse achtete vorläufig niemand auf diesen von Gefahr umgebenen Kopf. Ich sage, vorläufig. Wenn unten im Vorbeigehen jemand den Kopf sah, so konnte er annehmen, es sei der Kopf eines Mannes, der aus seiner Wohnung auf die Strasse hinunterschaute. Und er hatte keine Zeit, das Besondere an dem Fenster festzustellen. Er wusste nicht einmal, dass der Kopf aus einem Fensterrückraum herausragte. Wer unten im Vorbeigehen diesen Männerkopf sah, aber nicht weiter beachtete, wurde nicht gewahr, wie und wo er herausragte. Andernfalls wäre die Aufmerksamkeit offenbar geworden und hätte sich von einem Passanten auf den anderen übertragen, so dass ihnen nichts anderes übriggeblieben wäre, als sich angesichts der Idee eines Kopfes, dessen Hals in einem Kreis nackter Gefahr schwebte, zu empören. Dahinter befanden sich die anderen. Und der Mann, einmal dabei, verharrte in dieser Lage und zog sich nicht so bald zurück, wie er es hätte tun sollen. Die Sache machte ihm Spass. Die spitzen Glassplitter in dem geschlossenen Fenster, in gewissem Abstand von seiner Haut, bereiteten ihm am Hals einen masochistischen Nervenkitzel. Der gewisse Abstand war, genau gesagt, gering. Aber der waghalsige Mann vergrösserte ihn durch seine Regungslosigkeit, ein Ergebnis aus Muskelanspannung und Selbsterhaltungstrieb. Jetzt währte das Schweigen schon eine Weile. Ein Schweigen, das auf beiden Seiten der Szene bewohnten, Erwartung, aber auch Ermüdung bekundete. Und da begann der Mann zu lachen, zu lachen. Zuerst war es nur ein Lächeln, das niemand wahrnehmen konnte, weil die Zeugen der Darbietung sein Gesicht nicht sehen konnten. Er lächelte in sich hinein, vor Spass. Eine Minute später lachte er laut. Die Leute hinter ihm wurden plötzlich unruhig. Jemand sagte: »Hör auf zu lachen!« Aber der Mann lachte schon mit einer ständig zunehmenden Heiterkeit. Da nun blieben die ersten Passanten, aufmerksam geworden durch dieses von oben kommende Gelächter, stehen, um zu sehen, was in dem Stockwerk aus dem der Kopf herausschaute, geschah. Der Mann lachte immer mehr und immer lauter und begann Hals und Kopf zu bewegen. Auf der Strasse röteten sich die Leute zusammen. Alles, was unter dem Fenster vorbeikam, wo ein von gefährlichen Glassplittern umgebener Männerkopf so laut lachte, blieb stehen und blickte, in betroffenem Schweigen, angestrengt hinauf. Viele griffen angstvoll an ihren eigenen Hals, weil sie sich in ihrer Phantasie der gleichen Gefahr ausgesetzt sahen, die dem lachenden Mann drohte. Es waren nichts als Nervenreflexe, ausgelöst von dem unverhofften Anblick. Der Mann hatte es mit seinem schallenden Gelächter so weit gebracht, dass sein ganzer Körper zu wackeln begann und seine Arme, die ihn in einer auf die Dauer unbequemen Haltung hielten, nicht mehr die nötige Spannkraft und Ausdauer hatten. Die, die hinter ihm der dramatischen Darbietung beiwohnten, waren alle zugleich bleich geworden und konnten sich nicht entschliessen zu handeln. Sie wussten, wie gefährlich es war, den Mann in diesem Augenblick zu packen und von dort, wo er sich befand, fortzuziehen, um ihn der drohenden Gefahr zu entreissen. Sein hinausragender Kopf schwang jetzt wie ein Pendel hin

und her, und zwar vom Halse an, der ziemlich lang war. Er hatte schon mehrere Schrammen bekommen, aber noch keinen Schnitt. Dichtgedrängt standen die Leute auf der Strasse, alle stumm. Und die drinnen wussten nicht, was auf der Strasse geschah. Ebenso wie die auf der Strasse ihrerseits nicht wussten, was drinnen, hinter dem Mann, geschah, der allem Anschein nach verrückt war. Aber er war nie und nimmer verrückt gewesen, bis zu jenem Augenblick, da eine Erfahrung wie diese ihm zu einem so wahnsinnigen Genuss verholten hatte. Jetzt schüttelte sich der Mann schon vor Lachen, und sein Hals bekam allmählich einen stärkeren Kontakt mit den nadelspitzen Glaszacken. Die Leute dahinter hatten sich unwillkürlich dem Mann genähert, ängstlich darauf bedacht, nicht den Stuhl umzuwerfen noch den Mann anzustossen; sprachlos vor Entsetzen und wie gelähmt hatten sie eine lächerliche Haltung angenommen, die Köpfe so nah wie möglich an dem Hals des Mannes, den nun keiner mehr aus den Augen liess. Und der Hals des Mannes begann zu bluten. Nicht einmal diejenigen, die drinnen standen, hatten die Angstschreie, die von den Leuten auf der Strasse ausgestossen wurden, beachtet. Viele von den Leuten auf der Strasse kamen herauf, aber nur, um sich der Gruppe derer anzuschliessen, die in grässlichen Haltungen das Schlimmste erwarteten. Die, die aus Ungeduld und von dem Wunsch zu handeln besetzt heraufgekommen waren, machten es den andern nach. Da nun, als die Strasse gäpelt voll war von angsterfüllten Zuschauern und das Zimmer ebenso, geschah es, dass der Mann, auf dem Höhepunkt des abscheulichen, krampfhaften Lachens, die Herrschaft über seine Muskeln verlor und, als aus seinem Hals schon Blut hervorquoll, in den Armen einknickte. Der Stuhl, auf dem er sich stützte, fiel um, und sein Kopf, des Halts beraubt, sich selbst überlassen, noch immer lachend, liess sich flugs auf den unteren Fensterrand fallen, in die senkrecht aufragenden Glassplitter, die sich in ihrer ganzen Länge weich in seinen Hals bohrten.

Jetzt ergriffen ihn seine Freunde und brachten ihn unverzüglich ins Hospital. Die Menschenmenge sah, wie sich das Auto entfernte, und ein jeder fragte sich im stillen, ob der Mann wohl tot war.



Der Fingerzeig

Gefährliche Darbietung

Von Carlos Edmundo de Ory

Es ist gefährlich, den Kopf, wenn er hindurchpasst, durch einen rundherum von Glas umgebenen Zwischenraum zu stecken, wie er sich bildet, wenn in einem Fenster die Scheibe zerbrochen sind. Zu einem derartigen Wagemut bedarf es eines so sicheren Gleichgewichts in der Körperhaltung, dass die bedrohte Festigkeit des Körpers den Kopf mit dem erforderlichen Nachdruck in der Schwebelage hält und so nicht der geringste Anflug eines Zitterns an ihm wahrzunehmen ist.

Wenn der Dompteur den seinen in den mächtigen Rachen des Löwen steckt, darf er keine Angst haben. Er weiss oder glaubt zu wissen, dass der Löwe weiss, dass es sich jetzt nicht um Fressen handelt; möglich, dass er nicht weiss, dass es sich um eine Darbietung handelt; aber auf alle Fälle beißt er nicht; denn er weiss, dass es ein Menschenkopf ist. Und damit nicht genug, muss doch hinzugefügt werden, dass es der Kopf eines ihm nahestehenden Menschen ist. Wie dem auch sei, einer steckt ihn hinein der Mensch, und der andere, der Löwe, lässt ihn sich hineinstecken. So ist es. Aber war nur. Es ist nämlich etwas anderes - ob du Dompteur bist oder nicht, das tut

hier nichts zur Sache - wenn du den Kopf durch das Loch in der zerbrochenen Fensterscheibe steckst. Dein Kopf passt hindurch, gewiss. Und sogar ganz bequem. Im Fall des Dompteurs braucht der Löwe nur zuzubeissen, und der Kopf reisst ab. Doch im Fall des Fensters richtest du dich, wenn du dich bewegst, selbst zugrunde. Also darfst du dich nicht bewegen. Ich aber kannte einen Mann, der diese Darbietung vor einigen Leuten gab.

Die Fensterscheibe war schön zerbrochen; man hatte sie mit mehreren Steinen zertrümmert. Sie bestand nur noch aus einigen Glassplittern, die an allen vier Seiten des Rahmens hervorstanden, und der Zwischenraum, den sie liessen, hatte die wohlbekanntere launenhafte Form eines Sterns mit einer Vielzahl von Zacken, manche grösser, andere kleiner. Es hätten zwei Kinderköpfe hindurchgepasst. Mehr nicht. Denn es handelte sich um ein gewöhnliches Fensterviereck. Und der Mann bemühte sich nicht einmal um eine hinlänglich sichere Standfestigkeit seiner Haltung. Natürlich war es eine gezwungene Haltung. Er stützte sich mit den Händen auf einen festen Gegenstand, das wohl, und rechte den

Hals, um den Kopf auf die andere Seite zu halten, wie jemand, der auf die Strasse hinausschaut. Und in der Tat, die andere Seite war die Strasse. Dies ereignete sich in einem ersten Stock. Der Mann, von Natur aus dickfellig, war überzeugt, dass sein Tun nicht die geringste Gefahr in sich barg. Freilich, seine Mutter war nicht anwesend. Denn wäre sie es gewesen, hätte sie sich entsetzt. Wie könnte es auch anders sein. Der Hals war nun ringsherum von den scharfen Zacken der Glassplitter bedroht. Denn das Fenster war, wie bereits gesagt, mit Steinen eingeworfen worden. Die Leute, seine Freunde, sahen ihm zu. Und im Grunde wussten sie auch, dass nichts Besonderes dabei war. Ja, man wartete sogar mit einer gewissen Ungeduld auf das Ende der Darbietung (die er in jedem beliebigen Augenblick beenden konnte). Nicht aus Besorgnis. Nein, gewiss nicht. Ganz im Gegenteil. Denn da waren andere, die es ihm nachzutun begeherten. Immerhin, er hatte sich als erster entschlossen. Mehr noch, sie alle hatten gesehen, welche Bewandnis es mit dem Fenster hatte, oder waren dessen zumindest gewahr geworden, weil der Wind in das Zimmer blies; und dennoch hatte er als

Akademische Freiheit wohin

hm. Vor der »Vietnamdiskussion« im Hörsaal 101 vergangenen Dezember hat die Fortschrittliche Studentenschaft FSZ, nachdem sie korrekt Herrn Spillmann, Sekretär der Universität, um Erlaubnis gefragt hatte, eine Beige hektographierter Blätter zur Vorankündigung an bekannter Stelle in der Uni aufgelegt.

Abends, die Uni ist - fast, nur zwei »Korrespondenten« des zS schauen zu - leer; ein Herr des »Sekretariats« erscheint im Korridor, packt, nach Blicken in alle Richtungen, die Blätter, zerknüllt sie so rasch und so gut es eben geht und lässt sie mit sicherem Griff hinter der klassischen griechischen Gipsathena verschwinden.

Ordnung muss sein in unserer Universität, Blätter dürfen einfach nicht herumliegen.

Voilà! Akademische Freiheit scheint bar ja, solange sie kontrolliert und unterdrückt werden kann.

Welcho-Optik

Welchogasse 4
8050 Zürich
Telefon 46 40 44

Ihr Optiker

gewährt Studenten der Uni und ETH

20 % Rabatt auf Brillen und Sonnenbrillen

10 % Rabatt auf Instrumente
Mikroskope nach Vereinbarung

Welcho-Optik

Welchogasse 4
8050 Zürich
Telefon 46 40 44



Fluntern

Die Bank für Professoren,
Assistenten, Studenten
berät Sie in Ihren finanziellen
Problemen, wie

Kredit

für Praxiseröffnung,
Zahlungsverkehr mit In-
und Ausland, Kapitalanlage.



Lassen Sie sich von uns beraten.
Unser Verwalter H. P. Keller
steht zu Ihrer Verfügung.

Telefon 475747, bei der alten
Kirche Fluntern, Tram 6 und 5,
zu Fuss 5 Minuten ob
Kantonsspital.



am Hirschenplatz
nächst Zentralbibliothek
und Hochschulen

Der traditionelle Treffpunkt
der Studenten zum guten Essen
und zum gemütlichen Plausch.

NEU

Gegen Vorweisung der Legi
erhalten Studenten zu jedem Menü

GRATIS

einen Kaffee nach ihrer Wahl

Sollen wir uns einen Maulkorb anlegen?

Würden Sie eine Zeitung mit Maulkorb lesen?
Hoffentlich nicht! Nun, der Tages-Anzeiger hat
keinen. Er nimmt offen Stellung zu wichtigen
eidgenössischen und internationalen Problemen.
Er muss nicht Rücksicht auf Partei- und
Wirtschaftsinteressen nehmen. Er ist wirklich
unabhängig.

Andererseits ist der Tages-Anzeiger eine Zeitung,
die der Diskussion viel Platz einräumt;
wesentliche Ereignisse werden nicht nur aus einer
Perspektive betrachtet, es kommen verschiedene
Standpunkte zu Wort.

So werden dem Leser nicht bestimmte
Meinungen aufgezwängt; vielmehr hat er die
Möglichkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden

Bitte, überzeugen Sie sich davon! Wenn Sie uns
heute diesen Gutschein senden, erhalten Sie
schon ab übermorgen unser Blatt während
14 Tagen gratis und unverbindlich zugestellt.

14 Tage gratis

Bestellung

Ich wünsche den Tages-Anzeiger un-
verbindlich während 14 Tagen gratis
ins Haus geliefert.

Ich wünsche den Tages-Anzeiger be-
reits fest zu abonnieren, bei vor-
gängiger Gratislieferung während
14 Tagen.

1 Monat ¼ Jahr ½ Jahr 1 Jahr
Fr. 3.90 Fr. 11.70 Fr. 23.40 Fr. 46.80

Name:

Vorname:

Strasse:

Postleitzahl
und Ort:

Unterschrift:

Wohnen Sie im engeren
Ortsrayon? Ja Nein

Zutreffendes ankreuzen

Bitte senden Sie diesen Gutschein in offenem Briefumschlag mit 5 Rp
frankiert an Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich.

Tages-Anzeiger

Überparteiliche schweizerische Tageszeitung

BÜCHER

für Ihr Studium
aus allen
Wissensgebieten



VANDENHOECK + RUPRECHT, GÖTTINGEN + ZÜRICH

Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich

Theologie
Philosophie
Psychologie
Rechtswissenschaft
Sozialwissenschaft
Sprachwissenschaft
Geschichte und Politik
Medizin
Mathematik
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler
die ausführlichen Verzeichnisse

Bewährte Vorbereitung für

Vordiplom und Propädeutikum

MIZ Abt. III: Spezialkurse

Für Studierende
der ETH

Mathematik
Angewandte
Mathematik
Vektor-Rechnung inkl.
Lineare Algebra und
Analytische Geometrie
Darstellende Geometrie

Für Mediziner

Chemie
Physik
Anatomie
des speziellen
Bewegungsapparates
Histopathologie

Beginn: 3. Januar 1967

Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

MIZ

Morphologisches
Institut Zürich

Direktion:
Hermann Holliger
Josefstr. 92, 9005 Zürich
Tel (051) 44 83 35

Nähe Hauptbahnhof
und Limmatplatz
Eigener Hörsaal
Parkplätze



Uniball 67

Sleeping beauty

Wie man sich bettet, so liegt man! Warum hilfst Du uns nicht betten?? Wir brauchen dringend »Dekorateur« (18 Std. = 1 Freipaarkarte), »Installateur« (18 Std. = 1 Freipaarkarte), »Schwerarbeiter« (15 Std. = 1 Freipaarkarte). Anmeldung mittels roter Anmeldekarte oder direkt im Personalbüro Dr.-Faust-Gasse 9, Telefon 34 92 45 (evtl. 34 36 82 oder 32 49 00)

Schwert, Strang oder Ring

Kuriosa des Liebeslebens von damals

Eine Dokumentation

Volkszählungen haben ans Licht gebracht, was Soziologen geahnt, Frauen seit Jahrhunderten befürchtet haben: Männer sind Mangelware, schon fast eine Rarität. Noch treten sie zwar an Hochschulen, auf Sportplätzen in Rudeln auf, noch marschieren zackig geschlossene Reihen über unsere Kasernenhöfe. Was sich aber auf den statistischen Blättern recht harmlos ausnimmt, wächst sich dort zum tragischen Geschick aus, wo Menschen einzeln gezählt werden: in der Liebe.

Gepriesen die alten Zeiten, in denen handfeste Dorfbräuche das junge Blut zueinander führten. Folgende Meldung möge diesem kurzen historischen Rückblick über Liebeslust und -leid unserer Vorväter zu Gevatter stehen.

London, den 27. August: Unter den Gesetzen der Insel Man ist folgendes merkwürdig: Wenn ein unverheiratetes junges Frauenzimmer eine ledige junge Mannsperson der Verführung bezichtigt, so giebt, wenn er schuldig befunden wird, der Richter ihr einen Strick, ein Schwert und einen Ring, und sie hat es in ihrer Gewalt, ihn entweder hängen oder köpfen zu lassen oder ihn zu heirathen.

(Vossische Zeitung, Berlin 1784.)

Trotzdem – auch damals hatte es ein junges Frauenzimmer nicht leicht. So fühlte sich in Deutschland eine philanthropische Gesellschaft 1768 zu folgendem Aufruf gedrängt:

Maynstrom, vom 25. November: Da das Oraculum der Weisheit, der grosse Socrates, schon gesagt hat, dass ein lediger Mensch es bereuen werde, wenn er sich nicht verheyrathet, mithin kein Jungeselle so glücklich seyn kan als ein Verheyrathter, so sind doch viele Herren entschlossen, sich nicht in diesen Orden zu begeben, indem wegen der kostbaren Mode, die unter dem schönen Geschlecht in Ansehung des Staats und Haarschmucks jetzo im Schwange gehet, die Haushaltung und die Geldkasten gar vielen Schifbruch leiden. Es wollen daher viele Freunde zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts die Feder ergreifen, und das schöne Geschlecht bitten, sich diesen thörichtten Moden zu ihrem eigenen Besten zu entsagen, um das Heyrathen und Aufbieten wieder in bessern Gang zu bringen.

(Vossische Zeitung, Berlin 1768.)

Ihre helle Freude hätten die Fortpflanzter-Freunde an nachstehend beschriebnem Opfermut bezeugt:

London vom 1. Novembris: Ehegestern ward dem König eine Bittschrifft von 20 Jungfern überreicht / worinn sie bey Se. Majest. vor einen jungen Kerl / der gehencket zu werden condemniret war / umb Pardon baten / mit Vorgeben / dass eine von ihnen sich mit ihm unter dem Galgen wolle trauen lassen / welches Se. Majest. zu verwilligen beliebet / mit Beyfügung / dass es ihm

leyd sey / dass er sie nicht alle an einen Mann helfen könne.

(Dienstagscher Mercurius, Bern 1686.)

Bedeutend weniger Opfermut und Einsatzfreude bewiesen auch da schon manche Männer: Der heiligsten Gefühle und jeder Romantik bar handelten:

London, den 16. November: Vor 14 Tagen heyrathete ein englischer Lord, der sein ganzes Vermögen liederlich durchgebracht hatte, um Brod zu haben, die Schwärmerin von vorne anzufangen, ein reiches Mädchen. Am folgenden Tage nach der Hochzeit schrieb er ihr folgendes Billet: »Mylady! Die Ursachen, welche uns leiteten, mich, Ihre Hand zu suchen, Sie, mir dieselbe zu bewilligen, sind ganz klar. Sie haben mich geheyrathet um einen Titel, ich Sie um Geld zu haben. Da unsere beyderseitige Absicht erreicht ist, so nehme ich mir die Freyheit Ihnen zu melden, dass wir uns trennen müssen. Ich bin mit vieler Achtung Euer Herrlichkeit getreuer Ehemann. – Seitdem haben beyde getrennt. (Die bürgerliche Nürrin hat nun den Titel Ew. Herrlichkeit zur ganzen Herrlichkeit. Ein Titel, den der Mylord durch diese eines Edelmanns unwürdige Handlung nicht einmal verdient. Mylord, das ist bürgerliche Wahrheit. Deutsche Mädchen merkt!)

(Vossische Zeitung, Berlin 1783.)

Aus Hamburg / vom 17. November: Ein Mann ist angeklaget / dass er 7 Jahr mit einer zugehalten / hat sich aber hiemit entschuldiget / dass ihm eine Frau zu ernähren zu kostbar gewesen.

(Ordentliche Wochentliche Post-Zeitung, München 1685.)

Dass gelegentliche Einsatzfreude mitunter schlecht gelohnt wurde, ist eine Ausnahme, welche die Regel bestätigt.

Paris, den 2. Febr.: Zu Joinville in Champagne hat kürzlich ein Bauer von 35 Jahren nach einer 99jährigen Wittwe gefreyet, und da er ihr einstens des Abends, als er getruncken gehabt, was unanständiges zu muthen wollen, hat sie ihm mit einem Hacke-Messer den Arm abgehauen.

(Vossische Zeitung, Berlin 1731.)

Trotzdem: Damals waren Männer noch Männer. Sie scheuten weder den Griff zu Gift oder Dolch, noch andere absonderliche Wahnsinnsstän, um sich ihrer Liebsten zu versichern:

Neapolis, vom 1. October: Ein Koch von dem Marquis Fogliani hat sich dieser Tage so thöricht als unbesonnen ums Leben gebracht. Er sah nebst seiner Frau zum Fenster hinaus, und schöpfte frische Luft; ein Unbekannter ging vorbei, und zog vor der Frau den Hut ab; hierauf sprang der Koch hinab auf die Gasse, fuhr den Unbekannten an, und schlug sogar nach ihm: hierdurch zog er sich einen Dolchstich zu, der ihn in die andere Welt schickte.

(Vossische Zeitung, Berlin 1754.)

Rom, den 11. October. Ein Page eines hiesigen Gesandten, welcher ein Frauenzimmer geliebet, von derselben aber einem Mönche, seinem Mit-Buhler, nachgesetzt worden, hat aus Verzweiflung sich mit Gift vergeben wollen. Der Apotheker aber, von dem er Gift gefordert, hat ihm an statt dessen ein starkes Purgier-Pulver gegeben, welches den dergestalt gewircket, dass die Sache offenbar geworden, und der Page einige Wochen bey Wasser und Brodt gefangen sitzen müssen; doch hat das Frauenzimmer, durch des Pagen beständige Liebe bewogen, endlich den Mönch laufen lassen.

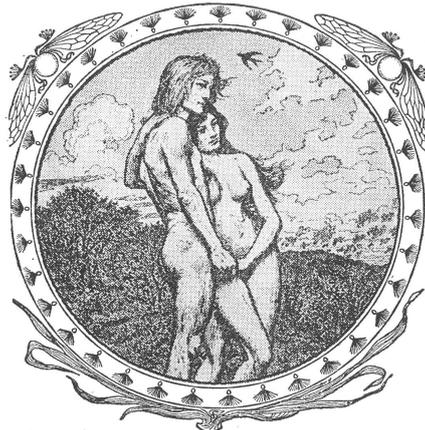
(Vossische Zeitung, Berlin 1727.)

Dublin, vom 17. Febr.: Vergangenen Donnerstag beging ein Mann eine unerhörte Grausamkeit an sich selbst. Seine Frau, die ihn sonst wohl leiden mögen, zankte wegen einiger Kleinigkeiten auf eine ganz aussorordentliche Weise mit ihm. Der Mann, welcher darüber unumthig wurde, nahm ein Federmesser und schnitt sich eins seiner Glieder ab, welches wir aus Respect vor das Publicum nicht nennen mögen. Die Frau zog sich diesen Verlust so sehr zu Herzen, dass sie darüber rasend wurde, und ins Tollhaus gebracht werden musste.

(Vossische Zeitung, Berlin 1756.)

Waren aber alle diese kleinen Missheiligkeiten des Liebeslebens überwunden, wurde wacker vor den Traualtar geschritten – das heisst, manchmal galt es noch kurz vor dem Jawort, einige Hüden zu nehmen:

(Vossische Zeitung, Berlin 1731.)



... empfiehlt sich Freiluftakrobatik ...

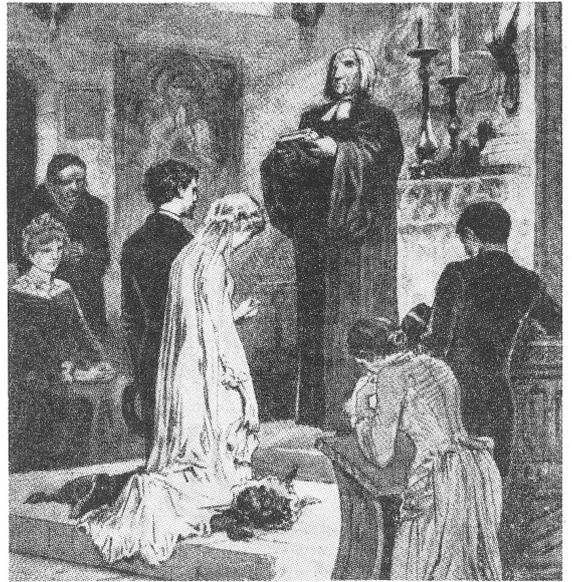
Von Mayland: Aus dem Thale Camonica, in dem Thale Brescia, vernehmen wir, dass den letzten Sonntag des Carnavalls, da ein Paar Verlobte sich nach der Kirche begeben, um sich trauen zu lassen, als auf die gewöhnliche Frage des Priesters der junge Mensch mit Ja, die Frauensperson aber mit Nein geantwortet, hat dieses den jungen Menschen dergestalt erbittert, dass er ihr einen Dolch in die Brust gestossen: Bey diesem Anblick schoss ihr Bruder, welcher zugegen war, den Mörder mit einem Pistol vor den Kopf, und streckte ihn todt zu Boden, wurde aber von einem Freund des letztern auch getödtet: so dass an dem Altar in dem Augenblicke, da man das grösste Band des Friedens schliessen wollte, drey Mordthaten begangen wurden.

(Vossische Zeitung, Berlin 1777.)

London, vom 4. Jan.: In Worcester ward vor einigen Tagen ein gewisser M. mit einem Frauenzimmer von guter Familie und einem beträchtlichen Vermögen in der Kirche verheyrathet; vorher aber hatte der Bräutigam ein ganz anderes Geschäfte in der Kirche abzu thun. Er musste nemlich wegen seines zu vertrauten Umganges mit seiner Haushälterin im weissen Hamde Kirchenbusse thun. Seine Braut und deren Vater sahen zu, und dieser führte nachher seine Braut in bester Ordnung zum Tauschemel.

(Haude-Spenersche Zeitung, Berlin 1767.)

Berlin, den 9. Aug.: Aus der Altemarck wird berichtet, dass zu Stendal ein Brauer an dem Hochzeit-Tage, da er mit einer Wittwe sich wollen copuliren lassen, heimlich davon gegangen sey; als ihm aber nachgesetzt, und er in einem Dorfe 2 Meilen von Stendal atrapiert, auch bey der Elbe hinauf nach Tangermünde geföhrt worden, er von dem Ufer in die Elbe gesprungen,



... oder regelmässiges Kniebeugen: Priester, Sportbegeisterte.

und darin, weil man ihm nicht zu Hülffe kommen können, ertruncken sey.

(Hamburgischer Correspondent, 1723.)

London, vom 13. August: An voriger Mittwoch sollte ein junges Paar getrauet werden, als unvermuthet die Handlung durch ein wohlgekleidetes Frauenzimmer gestört ward, das, mit einem niedlichen Kinde auf dem Arm,

und nur mit der letzten ein Kind gezeugt.

(Wöchentliche Relationen, Halle 1720.)

Solche Kraftnaturen waren allerdings selten. Folgende Spitzenleistung konnte leider nicht homologiert werden, da hors concours erbracht.

Maynstrom, vom 27. Juli: Die Frau Gausin, eine alte berühmte Schauspielerin zu Paris, ist endlich Lebens satt aus der Welt gegangen. Die Natur hatte ihr nicht allein eine angenehme Bildung, sondern auch schöne Talente verliehen. Nach ihrem Geständnis hat sie in allem 7700 und einige Liebhaber gehabt, ohne die Verehrer an Abbees, Prälaten und andern. In der Zahl derselben war auch ein Tanzmeister, den sie in einem hohen Alter, da sie die Bühne verlassen hatte, heyrathete.

(Vossische Zeitung, Berlin 1767.)

Maynstrom, vom 12. August: Die Parisische Comödiantin mit den 7700 Liebhabern soll noch vor ihrem Ende eine Heilige geworden seyn. Eine Predigt des Priors von Vilette soll sie gerühret haben, dass sie ihre Lebensart verlassen und die letzten 3 Jahre ihrer Pilgrimschaft als ein Muster der grössten Heiligkeit gelebt hat.

(Vossische Zeitung, Berlin 1767.)

Nachfolgende Konkurrentin musste leider aus dem Rennen ausscheiden, da sie auf der Strecke kollabierte:

Paris, den 5. August: Die Frau von Plaine Serete, weil man ihr in die achte Ehe zu treten nicht zulassen wollen, ist für Verdruss gestorben.

(Hamburgischer Correspondent, 1726.)

Mehr Kondition zeigte dagegen ein Gärtner: Er konnte sich noch rechtzeitig von seinen Gegnern distanzieren und kam mit einem blauen Auge davon:

Von London, den siebenten Nov.: Am vornehmnen achtzehnten October als Sonnavendens verkaufte ein Blumengärtner von Conventgarden seine Frau für zwölf Thaler an seinen Nachbar, einen Fruchthändler. Gleich Sonntags drauf, den Tag nach der ersten Nacht, grufte dem Käufer der Kauf, und er führte die Frau ihrem ersten Mann zurück, der sie aber nicht wieder annehmen, viel weniger das Geld zurückgeben wollte. Der Prozess wurde durch die Fäuste der beyden Herren entschieden, und der überwindene Fruchthändler musste seine gekaufte Frau behalten.

(Vossische Zeitung, Berlin 1777.)

Als überlegene Sieger aber erntete ein Ehepaar aus London die Lorbeere: Gekonnt fingen sie jeden Schlag auf, blieben mit gekonnt lockerem Spiel jederzeit Herr der Lage:

Zu London hält sich ein reicher Mann eine Maitresse, und seiner Frau einen Galan, öffentlich. Man wundert sich nicht über die Sache, aber über die Manier.

(Vossische Zeitung, Berlin 1772.)

... man wundert sich über die Manier?

Na ja – aber eigentlich kommt es nicht aufs Gewinnen an. Mitmachen ist die Hauptsache. Wichtig ist der Sport als solcher, die Idee des Sportes; die körperliche Ertüchtigung, das Charaktereschulende, das Persönlichkeitsbildende und das ungemein Völkerverbindende.

SH.



Ueber Berg und Strom: Als Ausgleich zur sitzenden Lebensweise ...

Krieg der Antis

Fortsetzung von Seite 3

Singt Wolf Biermann, Nachfahre Vilons, DDR-Barde und Marxist:

Ich Ich Ich
bin voll Hass
bin voll Härte
der Kopf zerschneitten
das Hirn zerritten

Ich will keinen sehn!
Bleibt nicht stehn!
Glotzt nicht!
Das Kollektiv liegt schief

Ich bin der Einzelne
das Kollektiv hat sich von mir isoliert
Stiert mich so verständnisvoll
nicht an!

Ach, ich weiss ja schon
Ihr wartet mit ermerster Sicherheit
dass ich euch
in das Netz der Selbstkritik
schwimme

Aber ich bin der Hecht!
Ihr müsst mich zerfleischen
zerhacken, durchn Wolf drehn
wenn ihr mich aufs Brot wollt!

Formuliert Leszek Kolakowski, junger polnischer Philosoph und Marxist: »In den kapitalistischen Ländern ist der Kampf um die Abschaffung sozialer Privilegien ein Kampf der Linken. In den nichtkapitalistischen Ländern ist die Abschaffung der Privilegien, die auf der Grundlage nichtkapitalistischer Verhältnisse entstanden sind, eine Forderung der Linken. In den kapitalistischen Ländern ist ein Kampf um die Abschaffung aller Formen kolonialer Unterdrückung ein Kampf der Linken. In den nichtkapitalistischen Ländern ist die Abschaffung der Ungleichheit, der Diskriminierung und Ausbeutung der einen Länder durch die andern eine Forderung der Linken.

In den kapitalistischen Ländern ist der Kampf gegen die Beschränkung der Freiheit, das Eintreten für die Freiheit der Meinungsäusserung ein Kampf der Linken. Er ist es auch in den nichtkapitalistischen Ländern.« (Vom Sinn des Begriffs »Linke« in »Der Mensch ohne Alternative«, 1960) (Bei solcher Verschränkung und Parallelität der Aufgaben der Linken sowohl in »kapitalistischer« als auch in »nichtkapitalistischer« Ländern dürfte es dem Antikommunisten schwerfallen, marxistische Verwendung des Begriffs »Freiheit« flugs einen geheimen, unfreiwilligen »Sinn zu unterschreiben).

Kolakowski, wird mir zugerufen, sei soeben aus der Partei ausgeschlossen worden – ja, aber, entgegne ich, niemand konnte ihn von den Hörsälen und seinem Lehrstuhl an der Universität von Warschau fernhalten, wo er weiterhin lehrte und seinen Einfluss auf die akademische Jugend Polens ausübte. Und Gomulka, der persönlich den Hin- und Herwandel des aufässigen Denkers aus der KP besorgt hat, wird sich so schnell nicht weiter vorwagen gegen Kolakowski, hinter dem sich mittlerweile die Intellektuellen des Landes ziemlich geschlossen versammelt haben (drei von ihnen schickten gar ihr eigenes Parteibuch an den Zentralsekretär zurück, so gegen den Ausschluss des Genossen protestierend). In ein allgemeines Gerangel mit den Intellektuellen zu geraten, wäre für Gomulka nicht ungefährlich, kam er doch selbst durch eben dieselben Intellektuellen gegen die stalinistischen Funktionäre an die Macht. Denn die Intellektuellen spielen von jeher in der kommunistischen Bewegung eine grosse Rolle. Die »revolutionäre Elite«, die »Kopfarbeiter« nämlich, formulieren die marxistische Theorie, den Entwurf, an dem die kommunistische Praxis, wenn sie verändert, revolutionieren will, sich immer wieder neu orientieren muss. »Das theoretische Wissen von der Gesellschaft ist Bedingung für einen erfolgreichen Kampf der Arbeiterbewegung. Es gilt auch weiterhin, dass diese Bewegung, wenn sie nicht stagnieren will, vom Fortschritt der Theorie belebt werden muss... Die Intellektuellen, welche die theoretischen Grundlagen für die politische Tätigkeit schaffen, sind daher nicht einfach »Helfer« der

Arbeiterbewegung, sondern eine unerlässliche Bedingung für deren Existenz.« (L. Kolakowski, »Die Intellektuellen in der kommunistischen Bewegung«, a. a. O.) Doch soll die Theorie den Leitfadern politischen Tuns abgeben, hat sie sich in der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit – um wirklich bleiben zu können – immer wieder neu auf sich selber zu besinnen: »Der Wiederaufbau einer Theorie, die der gegenwärtigen Epoche entspricht, ist eine Aufgabe, deren Lösung in entscheidender Weise auf die Zukunft des Kommunismus einwirken könnte. Es ist z. B. klar, dass die Lösung der Frage, ob das Gesetz der absoluten Verelendung in der heutigen kapitalistischen Welt noch gilt, einen wesentlichen Einfluss auf die ganze internationale Arbeiterbewegung haben muss. Diese Frage kann jedoch unmöglich mit einer Phrase oder mit sophistischer Kasuistik abgetan werden, sie erfordert besondere wissenschaftliche Studien und Diskussionen, die nur von dem Bestreben geleitet sein dürfen, die objektive Sachlage festzuhalten. (...) Ähnlich ist es auch mit der Partei selbst und mit ihrer Rolle im Staat, in dem sie Macht ausübt. Besonders muss geprüft werden, ob es wirklich zu den grundlegenden Aufgaben der Parteiorganisationen gehört, sich um das gute Funktionieren des Produktionssystems im Staat zu kümmern und in den Betrieben die Funktion einer Inspektionsbehörde auszuüben. So ist es auch mit allen Problemen, die mit dem Mechanismus der Macht in den Ländern verbunden sind, die von kommunistischen Parteien regiert werden, und mit den Problemen, die sich aus dem Verhältnis des politischen Lebens zur Bildung ökonomischer Schichten und den neuen Hierarchien ergeben. Ohne solche in absoluter Freiheit durchgeführte Analysen, die unter anderem die Renaissance der Soziologie als selbständige Wissenschaft verlangen und nicht als Sammlung populärer Gemeinplätze – ohne solche Analysen kann die Partei weder die wirklichen Folgen ihrer eigenen Beschlüsse kennen noch voraussehen.« (L. Kolakowski, a. a. O.)

Geschrieben 1956, kurz nach der Machtübernahme Gomulkas. Jaspers, unbeirrt, zwei Jahre später: »Die Intellektuellen im Bereich totaler Herrschaft stellen sich in den Dienst der grossen, alles fundierenden und alles durchdringenden Lüge. (...) Die Intellektuellen, die fähig sind, ständig modifizierend immer das eine zu sagen, das nicht die Wahrheit, sondern die Lüge ist, sind daher ein kostbarer Stand.« (a. a. O.) – Wie, um alles in der Welt, ist in Kolakowskis Postulat, »absolute Freiheit« für die wissenschaftliche Analyse der Wirklichkeit zu ermöglichen, Jaspers alles fundierende Lüge zu entdecken?

Erörtern wir die Positionen:
Der Marxismus ist die Philosophie der Revolution. Er will Neugestaltung der Gesellschaft, sich verändern, um in ihr den besseren Menschen zu gewinnen.



nen. Darum zeigt Kritik am Bestehenden, und zwar überall, auch am gegenwärtigen sozialistischen Staat, seine Lebendigkeit. Kritik als immer wieder zu wagende Revolution gegen jegliche Erstarrung in selbstgeschaffener Unfreiheit – nichts anderes verlangt zunächst der konsequente Marxist.

Aber die »Mauer«, die Ausreiseverbote, die Prozesse gegen Sinjowski und Daniel und Michailow, die immer wieder versuchte Unterdrückung der Kirche – besteht denn der »Eiserne Vorhang« nicht immer noch? Und vor allem: lieferte der Stalinismus nicht eben doch den gültigen Ausweis dessen, was der Kommunismus ist und, mehr oder weniger modifiziert, auch immer bleiben wird? Ist also die ganze »Liberalisierung« und »Demokratisierung« nicht viel mehr als ein dünner Firnis, den bevormundeten Völkern das Bild ihrer Unfreiheit zu verdecken, ein Firnis, der zu dünn ist, als dass wir ihm nicht misstrauen könnten?

Die Fragen sind berechtigt. Argwohn ist gesund. Die antikommunistischen Schlüsse aber sind es nicht: Denn ich glaube, dass der Stalinismus, der für sie den Grund und Beweis hergibt, nicht absolut betrachtet werden darf, sondern als ein geschichtliches Phänomen innerhalb des Marxismus und Kommunismus gesehen werden muss und eben deshalb vom Prozess der Geschichte – auch des Marxismus überstiegen werden kann. Wie weit er schon überwunden ist, lässt verbindlich sich noch nicht beantworten. Dass aber der Prozess seiner Überwindung im Gang ist, kann nicht geleugnet werden.

Im gesamten europäischen Marxismus und Kommunismus (Kommunismus verstanden als die marxistische Praxis) ist ein Zug festzustellen, der die alte kommunistische, stalinistische Dogmatik aufbricht: der Weg zur Wirklichkeit; angeknüpft in den Aeusserungen der jungen Intellektuellen, angelegt in der grundlegenden Theorie (die ja, wie gesagt, zunächst Kritik des Bestehenden um der Zukunft willen) ist und bestätigt in der konkreten politischen Praxis.

Beispielsweise: Die empirische Sozialforschung ist hoch im Kurs. So stellt die Sowjetsoziologie wissenschaftlich fest und veröffentlicht es auch, dass die sozialistischen Kopf- und Handarbeiter in erster Linie privates Glück ersehnen, Gedanken- und Handlungsfreiheit mehr als Macht über andere schätzen, zwar nicht in die Kirche gehen, aber ihre Kinder taufen lassen, den Bestarbeiter wenig, den Parteifunktionär noch weniger, hingegen denjenigen Arbeitskollegen bewundern, der den Krach mit der Obrigkeit nicht scheut, um einen andern zu helfen (cf. »Spiegel«, Nr. 10, 28. Febr. 1966). Explizites Ziel aller soziologischen Forschung im Sozialismus ist es (wie von Kolakowski vor elf Jahren gefordert), der Partei endlich konkrete Unterlagen für die Leitung der Gesellschaft zu liefern. Die neu gewonnenen Erkenntnisse können nicht ohne Folgen bleiben. Die marxistische Ökonomie diskutiert neue Wirtschaftsmodelle, die die schöpferischen Initiativen der Produzenten mit dem persönlichen Interesse der Belegschaft an den ökonomischen Ergebnissen des Betriebs verbinden sollen. So könnte eine Demokratisierung der Wirtschaft durch Kontrolle von unten eingeleitet werden. Die Reformen, zu denen solche Diskussionen drängen, zielen auf eine Beschneidung der Machtposition der Parteibürokratie, die sich deshalb natürlich dagegen wehrt. Die einmal gerufenen Geister sind jedoch nicht mehr loszuwerden, denn die ökonomische Rationalität verlangt nach ihnen.

Gewiss, der Weg zur Wirklichkeit, weg von der ideologischen Norm, ist beschwerlich, und die alten Machtverhältnisse sind mächtige Hindernisse, aber trotzdem: man ist unterwegs; der Marxismus bleibt sich seiner ursprünglichen Absicht bewusst und bewegt den Kommunismus.

Noch einmal: die Ideologie

Den Stalinismus als geschichtliches Phänomen freilegen, heisst zugleich unsere Ideologie, ihre Gründe und Absichten deutlich machen.

Möglichst kurz gesagt: Stalins Vormarsch in Osteuropa nach dem Krieg, das Fanal des kommunistischen Um-

sturzes in Prag, die Berliner Blockade mobilisierten die westlichen Abwehrkräfte, lassen die Nato entstehen und zugleich die alte Bolschewistenfurcht wieder aufleben. Stalins innenpolitischer Terror mit seinen Schauptprozessen, Arbeitslagern und Staatssicherheitsdiensten rechtfertigt dem Westen, sich als alleinigen Träger der Freiheit zu verstehen. Die Ideologie entsteht – begrifflicherweise.

Denn was heisst eigentlich »Ideologie«? – Die Ideologie gibt ein Bild der Realität, das deren unmittelbar wertende Deutung ist, und zwar auf dem Hintergrund einer sozialen (oder politischen) Interessenlage. Aus anderer Sicht definiert Kolakowski: »Die soziale Funktion der Ideologie besteht darin, den Glauben an die Werte zu festigen, die notwendig sind, damit die soziale Gruppe erfolgreich tätig sein kann.« (»Aktuelle und nichtaktuelle Begriffe des Marxismus«, a. a. O.)

Also: Die sich bedroht fühlenden westlichen Demokratien befestigen sich den angegriffenen »Freien Westen« zum »absoluten Wert«, indem er zum Ort des »Guten« und deshalb auch »Vernünftigen« überhaupt wird, da in ihm die einzig mögliche Form politischer Freiheit verwirklicht worden sei. Dem kommunistischen System als einer anderen Form der Gesellschaft bleibt somit nichts anderes übrig, als »böse« zu sein, was die politische Praxis nach innen mit ihrem Terror und nach aussen in der Bedrohung des Westens (und deshalb der Freiheit überhaupt) ja bestätigte. Die Ideologie ist die unerfreuliche Tochter jedes »kalten« Krieges und seine Mutter gleichzeitig. Denn dieselbe Ideologie, mit umgekehrtem Vorzeichen allerdings, leitet Stalin in seinem Handeln. Er und sein Sowjetstaat glauben sich dauernd vom »kapitalistischen Westen bedroht, weshalb die Eroberung Osteuropas auch als Pflicht nach vorn, als Errichtung einer Sicherheitszone von Pufferstaaten interpretiert sein muss. Hinter Stalins innenpolitischem Terror und dem Stalinismus im ganzen aber steht das Problem der revolutionären Gewalt – das Damoklesschwert über jedem Kommunismus, jeder Bewegung, die die Gesellschaft mit Gewalt zu ihrem Besseren verändern will oder muss.«

Durchlebt man, was Péguy eine geschichtliche Periode nannte, und beschränkt sich der politische Mensch darauf, ein bestehendes Regime oder Recht zu verwalten, so darf man auf eine gewaltlose Geschichte hoffen. Hat man dagegen das Pech oder Glück, eine Epoche zu durchleben, einen jener Augenblicke, wo der traditionelle Boden einer Nation oder einer Gesellschaft zusammenbricht und wo der Mensch, ob gern oder ungern, selber die menschlichen Beziehungen wieder aufbauen muss, dann bedroht die Freiheit jedes einzelnen die der anderen mit dem Tod, und die Gewalt tritt wieder in Erscheinung.« So beschreibt Maurice Merleau-Ponty in »Humanismus und Terror« den geschichtlichen Grund des Stalinismus. Weshalb indes aus der revolutionär gewollten Gewalt, die doch die unmenschlichen Verhältnisse zu menschlichen verwandeln soll, damit der Mensch erst eigentlicher Mensch sein kann, selbst der unmenschlichste Terror und nur Terror, ohne eine Gewähr seiner Kontrolle, entstand, ist das Thema der marxistischen Selbstkritik. (Dass heute der Stalinismus als Problem in den Horizont marxistischen Fragens gerückt ist, beweist noch einmal dessen Überwindung innerhalb der marxistischen Theorie selbst, die sich von ihm befreit, indem sie ihn als Problem erkennt.)

Ideologie erzeugt nur immer wieder Ideologie, Misstrauen, Hass und provoziert den Krieg.

Die Macht des Misstrauens aufzubrechen ist Ziel des Anti-Antikommunisten, den Circulus vitiosus der gegenseitigen Vorurteile, die je ein Handeln produzieren, das dem andern das Misstrauen nur neu bestätigen kann.

Schliesslich

Der Antikommunismus bedrohe, was er zu verteidigen behauptete, sagte ich zu Anfang: die Freiheit. Denn er ist ideologisch, ist jetzt zu ergänzen, und deshalb nicht fähig, seine eigene Beschränkung zu durchschauen, weil er nicht auf die Geschichtlichkeit reflek-

Vorschläge für eine neue, verbesserte Auflage des »Dienstreglements«

I. Disziplin, Umgangsformen und Feiertlichkeiten

1. Disziplin ist die volle geistige und körperliche Hingabe des Wehrmannes an den obersten Knopf. Unbeirrbares Knopfgefühl, das dem Soldaten in jeder Lage den richtigen Weg weist, und ein starker Wille, der ihn befähigt, diesen Weg trotz Entbehrungen, Müdigkeit und Todesfurcht zu gehen, sind die Wurzeln der Disziplin.
2. Disziplin vertritt keine Halbheiten und Zugeständnisse. Deshalb stossen rechte Wehrmänner nur kräftige und zivil eindeutig unanständige Flüche aus. Ihre zeitliche Dauer soll allerdings eine halbe Stunde nicht überschreiten und keinesfalls dürfen sie dem Feind ihre Herkunft verraten.
3. Ein rechter Schweizer Soldat trägt sein Herz auf dem rechten Fleck, die Zahnbürste auf dem linken.

II. Kriegartikel

1. Im Kriegsfall gilt als erste und eiserne Regel immer Stöck, Wiis, Stöch. Erst dann wird das Tenue erstellt.
2. Kommt der Feind von Osten, gilt sofort kriechen; käme er dagegen von Westen, oben liegen; kommt er aber von oben, so darf die Truppe auf Befehl des Einheitskommandanten die neue Pelerine anziehen.
3. Wird der Feind als eindeutig gelb identifiziert, so wird das Visier des Sturmgewehrs sofort auf »Dschungel« eingestellt. Ist er schwarz, so soll nur tagsüber gekämpft werden, und zwar mit Hilfe des Nachtvisiers. Ist der Feind dagegen weiss, so wird auf Befehl des Einheitskommandanten im Truppenverband die Notration verzehrt.

III. Besondere Rechte und Pflichten des Wehrmannes

1. Empfiehlt ein Beatele den Coiffeurbefehl als Aufforderung zur Selbstverstümmelung, so ist er vom Friseur zu befreien.
2. Der Wehrmann hat seine Vorgesetzten unaufgefordert zu grüssen. Wer dem Höheren mehrfach kurz hintereinander begegnet, grüssst nur jede volle Stunde. In Zweifelsfällen grüsst der anständige Soldat, der unanständige halt nicht oder nie.
3. Der Wehrmann trägt seinen Ausgangsansatz mit Stolz und Fassung. Das Anziehen von Lederhandschuhen als Schutz vor Kälte ist nur Offizieren gestattet, insbesondere dann, wenn der Spaziergang in der Bahnhofstrasse in den Sommer fällt.

gez. und eingereicht von
Füsilier Füssli
(von seinen Dienstkameraden genannt »Füfü«)

PS. Wer sich über diese wohl wohl-, aber nicht ganz ernstgemeinten Vorschläge aufregt, ist ein Militärkopf. Punkt. Er wird militärische Karriere machen oder hat sie schon hinter sich.

tiert. Das heruntergelassene Visier, einst unvermeidlicher Schutz, engt seinen Gesichtskreis bald so ein, dass er es für unvermeidlich, und seine Sicht der Dinge für die einzig wahre preist. Alles andere bekämpft er gerüstet und dumpf. Anders ausgedrückt: Der Antikommunismus wird zum wild gewordenen Konservatismus oder sagen wir genauer: Immobilitäts, der jede Bestrebung zur Veränderung der von ihm verabsolutierten Gesellschaftsform wenigstens als »unrealistisch« oder als »verrückte«, wenn nicht gar als Höllenwerk des Roten Teufels persönlich verkett. Dagegen wehren wir uns.

Georg Kohler

Dissertationen vom Truninger

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9
8001 Zürich
Tel. (051) 23 16 40

sind qualitativ hochstehend und preisgünstig

Wir beraten Sie absolut unverbindlich

Auto-Fahrschule Tel. 901182

A. Baumann + Grob Tel. 93 02 23
 - 10% Std.-Rabatt - Treffpunkt Hochschul-
 nähe - Ruhiger Unterricht - Schulwagen Opel
 Rekord 1966

**Eine lohnende Beschäftigung**

für die Semesterferien finden Sie bei uns
 als

Securitaswächter

Sie verdienen monatlich Fr. 1000.— zuzüg-
 lich evtl. Ueberzeitenschädigung.

Schreiben oder telefonieren Sie uns! Un-
 ser Personalchef steht Ihnen für weitere
 Auskünfte gerne zur Verfügung.

SECURITAS AG, Militärstrasse 24
 8021 Zürich, Tel. 27 43 10

SECURITAS AG

+v Schweizer Fernsehen

Die programmliche Mitarbeit beim

SCHWEIZER FERNSEHEN

bietet ein interessantes und vielseitiges Tätigkeitsfeld,
 das die Bereiche von Politik, Wissenschaft, Kunst, Er-
 ziehung, Sport, Unterhaltung und andere mehr umfasst.

Wir sind überzeugt, dass es in unserem Lande begabte
 Leute gibt, welche berufen wären, in diesen Sparten
 bei der Programmgestaltung wertvolle Arbeit zu leisten.

Diese Leute suchen wir

denn unsere Aufgaben wachsen, und der Kreis unserer
 Mitarbeiter muss sich erweitern.

Die Anforderungen, welche gestellt werden, sind fol-
 gende:

- sehr gute Allgemeinbildung (Matura, Hochschulstudium mit oder ohne Ab-
 schluss erwünscht)
- praktische Erfahrung im Berufsleben, womöglich
 auch bei Presse, Theater, Film oder Radio;
- journalistische Begabung, verbunden mit einer aus-
 geprägten Beziehung zum optischen Medium;
- Bereitschaft, die Fernseharbeit als einen neuen Ber-
 uf zu erlernen;
- Alter nicht unter 22 Jahren.

Für gut ausgewiesene Bewerber bestehen bei entspre-
 chender Eignung interessante Entwicklungsmöglichkei-
 ten.

Eintritt: Frühjahr 1967 oder nach Vereinbarung.

Wenn Sie sich für eine solche Tätigkeit interessieren,
 verlangen Sie bei uns einen Fragebogen und schicken
 Sie ihn ausgefüllt mit Ihrer Bewerbung und den übli-
 chen Unterlagen an den Personaldienst.

City Service

Stadelhoferstrasse 36
 8001 Zürich
 Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

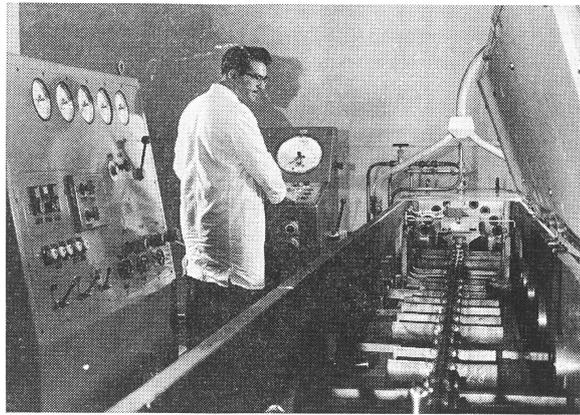
Sämtliche
 Vervielfältigungen
 (Wachsmatrizen, Offset,
 Umdruck)

Beschriften
 (Wissenschaftliche Texte,
 Fremdsprachen)

Lieferung nur an konz. Firmen

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel en gros
 Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich ☎ 051/423311

Forschung wahrt den Vorsprung

In vielen bedeutenden Produktions-
 stätten der Nahrungsmittel- und
 Verbrauchsgüter-Industrie auf allen
 fünf Kontinenten erzeugen Bühler-
 Maschinen Spitzenprodukte. Zum
 Fortschritt unseres Unternehmens
 tragen langjährige Erfahrung und
 intensive Forschung wesentlich bei.
 Eine weitestausgebaute firmeneigene
 Auslandorganisation verlangt laufend
 sorgfältig ausgebildetes Fachpersonal.
 Technisch interessierten Leuten
 bieten wir in Forschung, Konstruktion
 oder Versuchswesen ein weites
 Betätigungsfeld. Wenn Sie an einer
 zukunftsreichen Mitarbeit interessiert
 sind, melden Sie sich unverbindlich
 bei unserer Personalabteilung.

BUHLER

Gebrüder Bühler, Maschinenfabrik
 9240 Uzwil/Schweiz

Ihr Besuch freut uns

Unibar

Erfrischungsraum

Erfrischungsraum

Karl der Grosse

Olivenbaum

Universitätsgebäude

Zahnärztliches Institut

Tierspital

Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)

Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Chemie

Vorbereitung auf
 Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
 Tel. 34 50 77

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns
 sämtliche Toiletten- und Parfümerie-Artikel
 finden und besonders freundlich und gut
 bedient werden.

Sonneggstrasse 27, Zürich 6
 beim Poly, **Tel. 47 64 59**
 A. Rüdlinger

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studenten-
 karte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30.
All-Inn-Menus (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).

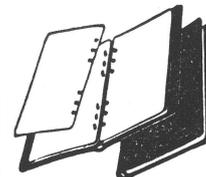
aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hir-
 schenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb
 der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**

Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber
 (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen.

BIELLA Ringbücher und Kollegbücher

Seit Jahrzehnten eine be-
 kannte BIELLA-Spezialität!

In vielen Formaten und
 Farben,
 mit 2, 3, 4 und 6 Ringen,
 elegante, gepflegte Aus-
 führung in Leder, Kunst-
 leder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie
 bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

Matt und satiniert
 Gekörnt für Aquarell

satiniert

matt

3 hervorragende schweizerische Zeichen-
 papiere. Sie bieten eine bisher nirgends er-
 reichte optimale Lichtbeständigkeit. Ein Ver-
 glichen ist nicht mehr möglich. Lassen Sie
 sich schon bei der nächsten Gelegenheit
 durch einen kritischen Vergleich augenfäl-
 lig überzeugen.

SIHL

ZÜRCHER PAPIERFABRIK AN DER SIHL ZÜRICH TELEFON (051) 23 27 35

Nomaden mit Hochschulstudium

Wer vertritt die Schweiz im Ausland?

mm - 200 amerikanische Damen treffen sich zu einem Luncheon; Teller-service. Milchkafee und Eiswasser werden serviert, und halbwegs hört man dem Schweizer Diplomaten zu, der eingeladen wurde, über sein Land zu informieren, Propaganda zu machen und von grossen Landseuten zu erzählen: von Hirschy z. B. dem grossen Schokoladenfabrikanten...

In einem andern Land ist der Einfuhrzoll für Konserven mit Schweinefleisch bedeutend höher als für solche mit Rindfleisch; in den Ravioli hat es neben viel Rindfleisch etwas Schweinefleisch. Trotzdem war für alle Ravioli der Schweinefleischzoll zu bezahlen. Der Diplomat hat einzugreifen.

Keine sehr passionierenden Aufgaben, doch gehören auch sie zur Arbeit des Diplomaten, der sämtliche zwischenstaatlichen Belange auf politischem, rechtlichem, wirtschaftlichem, sozialem, kulturellem, wissenschaftlichem und technischem Gebiet zu regeln hat. Er führt ein reiches Nomadenleben, zieht alle paar Jahre in eine andere Metropole der Welt, schafft sich seine Beziehungen mit den Führungskräften in Politik, Wirtschaft und Kultur und sucht Anschluss in der Gesellschaft seines Gastlandes.

Er hat bezahlte Ferien in der Schweiz, erhält gewisse Entschädigung für Repräsentationskosten und die Erziehung der Kinder in Schweizer Schulen zugesichert. Er spricht mindestens drei Sprachen und bringt als Voraussetzung ein abgeschlossenes Hochschulstudium mit. Er weiss sich in der Gesellschaft natürlich zu bewegen.

Vertreter unserer Aussenpolitik

Trotzdem ist die Aufgabe des Diplomaten keineswegs uninteressant geworden. Ganz im Gegenteil: neue Möglichkeiten tun sich auf. Heute vertritt z. B. die Schweiz die Interessen von 19 Staaten: die rumänischen in Spanien (seit 1946), die philippinischen in Bulgarien (seit 1950), die iranischen in Israel (seit 1958), die portugiesischen in Senegal (seit 1963), die britischen in Guatemala (seit 1963) und allein in Kuba diejenige der USA, Argentiniens, Guatemalas, Chiles, Brasiliens, Ecuadors, Venezuelas, Kolumbiens sowie die von Honduras und von Haiti. Ausserdem jene der Bundesrepublik und Grossbritanniens in Algerien, des Iraks in der Bundesrepublik und Venezuelas in Argentinien. Die Schweiz als ehrlicher Makler zwischen fremden Mächten. Zweifelslos sind die Möglichkeiten äusserst beschränkt: Ein Heer von fast 130 000 Leuten, wie Amerika es hat, kann sich die Schweiz im Ausland nicht leisten, mag sie eine noch so aktive Aussenpolitik betreiben wollen...

Trotzdem verlangen die vielen (bereits bestehenden) internationalen Organisationen einen immer grösseren Einsatz von Schweizer Diplomaten. Das Gebot der ständigen Ueberprüfung, wie sich »Aussenminister« Spühler ausdrückt, bezieht sich auf die Entwicklung der Vereinten Nationen, die Entwicklung der internationalen politischen Lage und der Entwicklung der aussenpolitischen Interessen der Schweiz.

Passionierende Aufgaben

Drei ständige Delegationen bei internationalen Organisationen und eine in Berlin; 72 Botschaften, 39 Generalkonsulate, 57 Konsulate und ein Vizekonsulat unterhält die Schweiz zurzeit. Genügt das dem so vielfältigen Aufgabenbereich? Wo steht es mit unserer Verantwortung den Entwicklungsländern gegenüber? »Diplomatische Helferdienste zwischen verzankten Völkern in Ehren, doch sie füllen den Begriff (Solidarität) nicht aus. Zwängt sich nicht doch gelegentlich eine Neuformulierung des aussenpolitischen Slogans auf, wo bei das Wort »Solidarität« durch »Beteiligung« zu ersetzen wäre«, schreibt Hans Tschäni in seinem Buch »Profil der Schweiz«. Sind unsere wenigen Leute, so befähigt sie sind, hinreichend orientiert, die vielschichtigen Diskussionen um das unserm Uno-Beitritt hinderliche Kapitel VII der Unocharta betreffend der Sanktionen und die Gespräche um die Römer Verträge der EWG zu führen; können sie alle Aspekte einer allfälligen Tätigkeit von Schweizer Blauhelmen hinsichtlich unserer Neutralität erwägen, ist die Basis für die EFTA- und GATT-Verhandlungen genügend breit, kann die umfassende Arbeit im Rahmen der OECD und des Welthandelsrats voll bewältigt werden? - um nur auf einige Punkte hinzuweisen.

vermeidet Affektiertheit, Unaufrichtigkeit, Grosstuererei und stark parfümiertes Haarwasser« (Harold Nicholson: »Diplomatie 1939«).

Solche, die zu Alltagskonversationen mit den ausländischen Partnern Dolmetscher brauchen, Gentlemandiplomaten und Stammbaumfrüchtchen mit Ambitionen sind nicht mehr gefragt. Gar in Grand Old Britain ist dunkler Anzug, steifer Kragen und Regenschirm nicht mehr einzig mögliches Habit. Als Handlungsreisender, Analytiker der Gegenwart seines Gastlandes, Public-relations-man und Unterhändler: so erscheint der Diplomat heute.

Die »grosse« Zeit der Diplomatie allerdings ist vorbei, der Adel hat seine Bedeutung allein noch für die Sorayapresse bewahrt, das glatte Parkett der Diplomatie des 19. Jh. ist wesentlich rauher geworden. Es ist nicht mehr denkbar, dass der russische Fürst Menschikow die Geschichte bewegte, nur weil er mit Gheokch über den bevorstehenden Krimkrieg mit dem in Paradenuniform erscheinenden türkischen Sultan verhandelte. Beleidigungen, Proteste und tiefes Mitleid sind Routine geworden. Informationen fallen stündlich an; Johnsons Pressekonferenzen bieten meist das Material, das einst nur adligen Gesandten anvertraut wurde, während heute geheime Mitteilungen ebenso wie den Diplomaten auch anerkannten Starpublizisten wie Walter Lippmann und andern zum Hausgebrauch zur Verfügung stehen.

Die Kabinettsdiplomatie, wo Kaiser oder König über ihre Unterhändler die Fäden zogen und die Informationen sammelten, sie ist tot.

So interessant all diese Aufgaben sind, um die sich die Schweiz, wenn sie auch möchte, nicht fortieren kann, abgesehen von der Handelsabteilung des Politischen Departements scheint sie fast niemand anpacken zu wollen.

Es herrscht Diplomatenmangel. Dies mag um so mehr erstaunen, als man so oft davon spricht, mehr »in grosser Politik machen zu wollen«.

Wer wird all die zusätzlichen Leistungen erbringen, die unserem Land aus dem Verdienst erwachsen, in Krisenherden zwischen Feinden vermittelt zu haben? Möglichkeiten gäbe es allenthalben. Wir erinnern nur an die ausgleichende Kraft von Minister C. J. Burckhardt in Danzig 1937-1939 oder an Dr. h. c. Walter Stucki, den Vertreter in Frankreich während des Krieges. Was hätte ein Schweizer nicht auch in Zypern auf Anfrage der Uno hin leisten können?

Doch wird man bereit sein, zusätzliche Geldmittel für primär uneigennützig Zwecke aufzubringen, und wie wird man die erforderlichen qualifizierten Fachkräfte engagieren können?

Weshalb gehen die Anmeldungen für die Aufnahmeprüfungen zur zweijähr-

igen Ausbildungszeit nur so spärlich ein? Herrschen wohl doch noch die alten, weitverbreiteten falschen Vorstellungen einer Gesellschaft von exklusiven Adeligen und reinen Idealisten? Schreckt eine nochmalige Schulzeit allfällige Kandidaten ab?

Zu Unrecht! Die Ausbildung ist nicht nur bezahlt, sondern auch sehr vielseitig und interessant: Neben Besuchen grosser Zeitungsredaktionen und Industrieunternehmen, kultureller Institutionen usw. - immer von Vorträgen akkreditierter Fachleute umrahmt - finden sehr offene Diskussionen über aussenpolitische Fragen und vieles mehr statt; dazu kommt eine viermonatige Studienzeit im Institut des Hautes Etudes in Genf, Arbeit bei den verschiedenen Diensten des politischen Departements und an der Handelsabteilung sowie eine Ausbildungszeit während neun Monaten als Attaché im Auslandsdienst.

Am Ende der Ausbildung werden die beruflichen Kenntnisse überprüft. Nun ist der Kandidat reif für den vollen Einsatz, sei es in Bern, sei es im Ausland.

Von einer ersten Erkundigung eines Kandidaten in Bern (Tel. 031 / 61 22 26) über die Aufnahmeprüfung bis zum Botschafter ist es allerdings ein ziemlich weiter Weg.

Die Anforderungen bei den Prüfungen sind ziemlich hoch, werden doch allgemeine Kenntnisse in Geschichte des 19. und 20. Jh. und Schweizer Geschichte, in den Grundlagen der schweizerischen Volkswirtschaft, im schweizerischen Staatsrecht und im Völkerrecht verlangt. Sprachkenntnisse und allgemeine Bildung werden fast als selbstverständlich vorausgesetzt.

Für einen Akademiker mit Abschluss beliebiger Richtung ist die Prüfung jedoch mit einiger Vorbereitung zu bewältigen.

Verglichen mit Russland sind die Anforderungen direkt bescheiden, werden doch von den ca. 2000 jungen, sorgfältig ausgewählten Sowjetbürgern, welche die harten Aufnahmeprüfungen und physisch-psychischen Tests bestanden haben, nach sechs Jahren Ausbildung in Marxismus, Spionage, den einheimischen Sprachen ihres Bestimmungslandes, fremden Denkformen und Fallschirmsparungen nur 30% aller Schüler dann tatsächlich ins Ausland kommandiert.

Entscheidend bleibt immer, fast mehr als die Ausbildung, die Persönlichkeit und ihre »culture générale«.

Die Klage eines amerikanischen Examinators, einige Kandidaten seien gut, selten sei einer hervorragend, und die grosse Menge sei völlig ungeeignet für die diplomatische Arbeit und habe nicht einmal einen Schimmer, worum es dabei gehe, wird auch mit der besten Schule nicht gegenstandslos.

Wird die Schweiz junge Leute finden, die ihre Ausbildung zu nutzen wissen und ihren Aufgaben gewachsen sein werden?

Drei junge Hindi-Lyriker

Von Peter E. Meier

Dass sich heute in der Literatur ein Stil der Moderne herausgebildet hat, dürfte unbestritten sein; ein Stil, der so bestimmend ist, dass der Begriff der Nationalliteratur ihm gegenüber schon beinahe hilflos geworden ist. Doch wenn wir von »moderner Prosa« oder »moderner Lyrik« sprechen, beschränkt sich unser Horizont dabei wohl vor allem auf die Autoren der Kerngebiete der europäischen Zivilisation. Wie steht es aber mit den Dichtern aus der Neuen Welt, der eben erst unabhängig gewordenen Staaten? Wie stellt sich ihnen das Problem der Tradition, die sie ja oft aus Gebieten uralter Kultur stammen, deren Geist aber der europäischen fremd ist? Wo stehen sie im »Museum der modernen Poesie«? Peter E. Meier (21) aus Zürich, selber ein Schriftsteller der jüngsten Generation, brachte uns vor seinem Indien-Aufenthalt einen Bericht mit, der die oben angebotenen Fragen ein bisschen explizieren mag. (Die Gedichte, die wir als Beispiele anführen, übersetzte Meier aus dem Englischen; teils sind es ursprünglich in Hindi geschriebene Stücke, die von den Autoren ins Englische übertragen worden sind.)

Die Hauptstadt New Delhi ist das Zentrum der modernen Hindi-Literatur. Zur modernen Literatur gehören in Indien vor allem die Kurzgeschichte und das Gedicht. Die grossen Zeiten des indischen Theaters sind bis heute nicht wieder erweckt worden. Was auf den Brettern gezeigt wird, sind die alten Meister und viele Stücke von zeitgenössischen Autoren von geringem literarischem Wert. Die Diktion der modernen Hindi-Prosa erinnert an die amerikanischen Shrot-story, der sich die jungen Autoren trotz des kleinen Alters moderner Literatur in Indien, demnach nicht ausgeliefert sehen. Grossen Wert legt der Hindi-Dichter und -Leser auf die Poete, die Lyrik.

Der eigentliche Treffpunkt junger Schriftsteller ist ein grosszügig angeleg-

tes Café am Connaught Place. Es ist bedeckt von einer riesigen Zeltplache, unter welcher unzählige Ventilatoren den sich oft durch Diskussion erhitzten Köpfen Kühlung spenden. Diskutiert wird weniger über Literatur als über die politische Lage Indiens, über die Geschehen in Vietnam, über Weltraumflug und Liebesabenteuer. Und nicht zuletzt werden die jahrhundertealten indischen Prinzipien und Vorstellungen gesteinigt. Ein wichtiges Gesprächsthema ist gegenwärtig das Problem der Nationalprosa. Der moderne Hindi-Schriftsteller setzt sich im allgemeinen dafür ein, dass Hindi und nicht Englisch zur Nationalsprache erklärt werde. Sind auch viele Inder in der englischen Sprache mehr zu Hause als in Hindi, so sind sie dennoch aus einem

indischen Kulturkreis hervorgewachsen, dessen Lücken sie aber erst schliessen können, wenn sie auch die Sprache, die noch ein überaus wesentlicher Faktor einer Kultur ist, zurückgewinnen.

Ich stelle an den Anfang das Porträt eines Hindi-Dichters, der uns stypisch indisch erscheint, dessen Weltanschauung und Lebensweise jedoch von vielen andern Autoren als antiquiert abgelehnt wird. Ich beginne mit ihm, weil er der alten Tradition noch am nächsten steht.

Sein Name ist Harish Karun. Geboren wurde er in Punjab im Jahre 1939. Er verbrachte seine Kindheit im Kultal, dem »Tal der Götter«. Bald nach dem Abschluss seines Hindi-Studiums in der Punjab-Universität begegnete er dem weitbekanntesten Maharishi Mahesh Yogi, einem Menschen, der eins ist mit der Natur, der für lange Jahre in Zurückgezogenheit lebte, meditierend in den Wäldern des Himalaya. Diese Begegnung war von grosser Bedeutung für Karun, der heute selber zurückgezogen in einem Meditationszentrum in Rishikesh lebt. Am Ufer des heiligen Ganges, der sich durch dichtes Dschungelwerk wälzt, wo zahllose Affen von Ast zu Ast springen, wo Pfauen ihre Röder schlagen, wo Riesenechsen und Kobras in den Gebüschen rascheln, lebt er, schreibend und meditierend.

Seine ersten Schreibversuche machte er in den frühen fünfziger Jahren. Seit 1956 publiziert er Gedichte und Kurzgeschichten in literarischen Zeitschriften. Sein erster Gedichtband »Samriti« erschien 1962 und hat grossen Anhang gefunden. In einem weiteren Buch »Griek Sahilya Shastra« veröffentlichte er seine Gedanken über Plato, Aristoteles und Demokrit. Karun ist der Führer eines Schriftstellerkreises, welcher eine aufbauende Literatur fordert. Diese Bewegung, die noch immer im Gange ist, begann 1962.

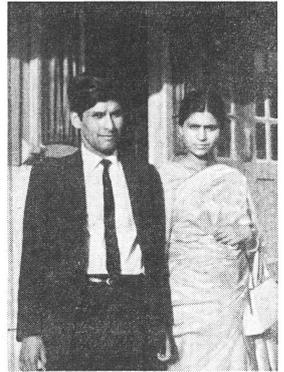
»Das westliche Leben ist fremd für Indien«, sagt Karun. »Es ist lächerlich, wenn ein indischer Schriftsteller den Weg der westlichen Literatur begeht. Ausserdem ist unsere Kultur und unsere Philosophie reich und vielfältig - von ihr müssen wir reden.« Dennoch befasst sich Karun eingehend mit der westlichen Literatur und seine bevorzugten Autoren sind nebst anderen Joyce, Sartre, Tolstoi und Eliot.

*Neue Zeit
Sieh ihn nahen,
den goldenen Vogel der Neuen Zeit,
schwebend auf den silbernen
Schwingen
von Schönheit und Gerechtigkeit!
Aus seiner Kehle springt
ein ewiger Necktarbrunnen.
Er lässt zurück die Horizonte
aller Sterblichen,
durchbricht die zahllosen Schalen
des Lichtes
und die Grenze zur Unsterblichkeit.
Sieh ihn schweben
im erleuchteten göttlichen Wind.
(Harish Karun)*

Dem westlichen Leser weniger fremd ist die Lyrik des im Jahre 1940 in Kalkutta geborenen Prayag Shukla. Im Alter von zehn Jahren hat er mit Schreiben begonnen und veröffentlichte schon als Zwölfjähriger in Tageszeitungen seine Gedichte. Nach seinem Sprach- und Geschichtsstudium an der Universität von Kalkutta war er Redaktor von zwei literarischen Zeitschriften »Kelpna« und »Rani«. 1963 erschien seine erste Kurzgeschichtensammlung »Einsame Gestalten«. Heute lebt Shukla in New Delhi.

Er ist gegen die Einteilung der modernen Literatur in Richtungen und Stile. Der Schöpfungsakt stehe an erster und wichtigster Stelle. Nur so könne, sagt er, individuelle Poesie entstehen: »Die Themen bleiben dieselben, und die Aufgabe des Schriftstellers ist es, diese Themen aus dem Gesichtswinkel seiner Zeit zu betrachten. Er muss dort seine Feder ansetzen, wo die Gesellschaftsordnung einen Makel aufweist.« Zu der Frage, ob die Poesie, Lyrik in unserer Zeit noch ihre Berechtigung habe, antwortet er mit einem eindeutigen Ja. Poesie sei die einzige Form der Kunst, welche immer Bestand und Gültigkeit habe. Poesie sei überall und in allem. Obwohl Shukla in der Hindi-Literatur besser als Kurzgeschichtensautor bekannt ist denn als Lyriker, ist er überzeugt, dass die Poesie seinem Wesen mehr entspreche. Von den westlichen Autoren bevorzugt er Kafka, Mann, Lorca und Pasternak. Zwei neue Gedichtsammlungen liegen in Vorbereitung.

*Heute
Dieser Tag verging,
selbstversunken und traurig,
verging gleich einer müden Stimme,
die erklang und sich verlor.
Dreimal der Postbote,
der Abend hereingebrochen:*



Gagad Rasad Vimal



Harish Karun

*Keine Briefe heute.
Das Herz bekommen.
Und der Tag verging
wie eine dunkle,
sich entleerende Wolke.
(Prayag Shukla)*

Ebenfalls in New Delhi, ganz in der Nähe von Prayag Shukla, wohnt Ganga Prasad Vimal. Uttarkashi, wo er 1939 geboren wurde, ist ein heiliger Ort.

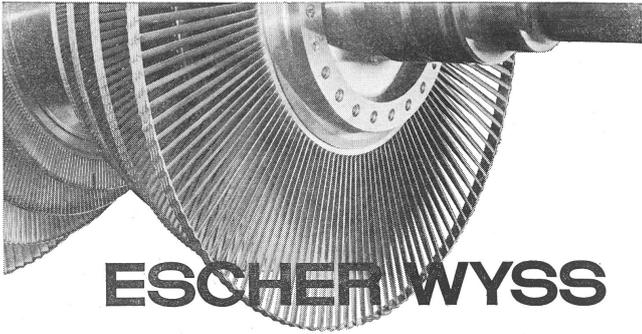
1954 veröffentlichte er in Zeitschriften erste Gedichte. Im Gegensatz zu Shukla ist er Theoretiker. Er gab eine Sammlung moderner Hindi-Gedichte heraus, er schreibt Kritiken und Übersetzungen und arbeitet gegenwärtig an einem Buch über moderne Poesie.

Moderne Dichtkunst definierte er als den »Kampf unserer Zeit mit den Traditionen.« Der moderne Autor ist für alles interessiert, sein Auge ist weit-sichtig, und ist er ein Inder, so weiss er, dass er über und aus Indien heraus schreiben muss. Stillschweigend sieht er keinen Unterschied zwischen westlicher und östlicher moderner Literatur. Als Datum für den Beginn der modernen Hindi-Literatur gibt er 1933 an. Es war dies die Zeit der Experimentierer. Vimal wirft ihnen und ihren Nachfolgern vor, die westliche Literatur imitiert zu haben.

»Wir, die junge Generation, fanden 1960 einen neuen Weg. Wir brachen und brechen noch heute mit allen Traditionen. Wir sind keine Romantiker mehr, wir sind aufgeschlossen und nehmen den Menschen, wie er ist. Man kann uns zornige junge Männer nennen, und man tut dies auch. Deshalb wird es uns erschwert, in der Literatur einen Namen zu gewinnen.« Um selbst die Tradition des Titels zu brechen, wird Vimal seinem nächsten Gedichtband, der sechs Gedichte enthalten soll, den Titel »6« geben.

Vimal kennt sich sehr genau in der westlichen Literatur aus, und zu seinen bevorzugten Autoren zählt er Sartre, Camus, Bulatovik, Pound und Neruda.

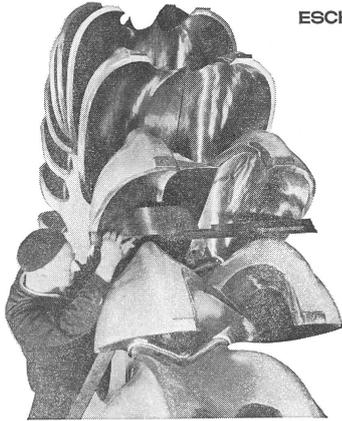
*Wechsel
Frühling:
Als verfolgte einer
die Spur des Märzers,
bei offenem Fenster,
wartend in endlosem Suchen.
Frühling:
Als spähte einer
von der dichten Höhe einer Zeder
oder verdeckte vor dem Tag
sein Gesicht unter den Mangos,
während Blüten pickend.
Frühling:
Als verliesse einer sein Haus,
um zu spielen wie Kinder,
In der dahinfließenden Zeit,
irrend in den Strassen
(Gaga Prasad Vimal)*



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer PARISIENNE!
So reich und mild ist ihr Aroma —
echt und rein der edle Tabak!
PARISIENNES SUPER —
die Cigarette unserer Zeit.

*entspannen...
geniessen...*

DIE WELTWOCHEN

gewährt Ihnen

30%

Studentenrabatt!

Statt Fr. 24.— zahlen Sie
pro Jahr nur Fr. 16.80

Benützen Sie den untenstehenden Bestellschein.

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf die Weltwoche für die Dauer von
1/2 Jahr Fr. 9.80
1 Jahr Fr. 16.80
(Nichtzutreffendes streichen)

Name: _____

Fakultät: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Einsenden an: Die Weltwoche, Postfach, 8021 Zürich